

Luther ♦ Bismarck

Inhalt:

Warum haben wir Luther lieb?
Bismarck u. das deutsche Gemüt

Von Oberkonsist.-Präsident D. Dr. von Bezzel

Erstes Zehntausend
Zum Besten der bayerischen Diaspora

Einzelpreis 40 Pf.

20 St. M. 7.50, 50 St. M. 17.50, 100 St. M. 33.—,
500 St. M. 155.—, 1000 St. M. 300.—



München 1917

Müller & Fröhlich, Verlagsbuchhandlung.

Vorwort.

Ich bin gebeten worden, den beiden längst verfaßten Aufsätzen ein kurzes Vorwort zu geben. Sie sind von dem Herrn Verleger nebeneinander gestellt worden, nicht weil ich beide Männer mit einander hätte vergleichen wollen, sondern wohl weil „deutsches Volk dreimal in seinem Leben wirklich geliebt hat, Karl den Großen, Luther und Bismarck“. Die Nähe von 1917 mit den gewaltigsten Erinnerungen an die Großtat von Wittenberg war weiterhin bestimmend, ohne Luther hätte es einen Bismarck nicht gegeben.

Mögen die beiden Aufsätze etwas zu Ehren des wahrhaftigen Lebens wirken, den kraftvollen Vorsatz, treuer Führer zu gedenken.

München, November 1916.

Hermann Bezzel.

**Warum
haben wir Luther lieb?**



Von Oberkonsistorial-Präsident D. Dr. von Sezzel.



Jch darf mit einer persönlichen Erinnerung beginnen. Vor jetzt 30 Jahren (1883) als Assistent an das Neue Gymnasium zu Regensburg berufen hatte ich den Unterricht in fast ganz katholischen Klassen; selten waren etliche Protestanten unter meinen Schülern. In der fünften Lateinklasse später mit dem Geschichtsunterricht betraut sollte ich Reformationsgeschichte — allerdings nach dem trockensten und farblosesten Lehrbuch, dem kleinen Pütz — treiben, der, wenn er einmal Farbe annahm, die katholische Anschauung nicht verleugnete. Der Protestant, der protestantische Theologe, der dankbare Schüler Luthers, den er unter allen Menschen am meisten liebt, sollte vor den Zöglingen der Dompräbende und der Alten Kapelle Luthers Leben und Wirken behandeln! Die Worte, mit denen ich den notgedrungen ganz dürftigen Unterricht begann, habe ich mir fest eingepägt: „Wir sind an einem Markstein angelangt, an dem unsere Wege sich scheiden. Ich bin gelehrt und bin überzeugt, daß Luther der größte Wohltäter des deutschen Volkes, sein bester Freund, sein gottgesandter und gottbegnadeter Lehrer war, der jetzt leuchtet wie des Himmels Glanz. Ihr seid erzogen und unterwiesen zu glauben, daß er der Zerstörer der Glaubenseinheit unseres Volkes, der Räuber seines Friedens, der abgefallene Mönch ist, dessen Andenken in Nacht versank. Zwischen diesen beiden Anschauungen gibt es weder Vermittlung noch Verständnis. Darum lesen und lernen wir, was im Buch steht.“ — Der „simultane“ Unterricht in der Geschichte hat seit jenen Tagen meine Freundschaft verloren und hat sie nimmer gewonnen.

Noch eine persönliche Erinnerung. Ein ehrenwerter Priester war mit mir an derselben Klasse tätig — er hatte Abteilung A, ich die Klasse B —. Heimgekehrt von der Feier des 400jährigen Geburtstages Luthers, an der die evangelische Gesamtgemeinde Regensburg trotz aller ihrer Gegensätze einheitlich in die Erscheinung getreten war, traf ich meinen Kollegen, der mir — ich glaube aus einem Brevierabschnitt — die Jesajasworte auf Nebukadnezar für Luther zitierte: Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern! — Der in den Abgrund Berstoßene — der mit den Ehren des Bekenntners gnadenreich gekrönte Konfirmator deutscher Lande — hier war wiederum keine Vermittlung möglich. So aber ist's geblieben und wird's bleiben, bis Gott ins Mittel tritt: Den Geist dämpft nicht, die Weissagung verachtet nicht! Janssen und Grisar, Denifle und selbst Majunke haben in gutem Glauben gehandelt, aber selbst ihre Objektivität ist Verurteilung. Das Dogma muß die Geschichte korrigieren.

Warum haben wir Luther lieb? Unsere katholischen Mitbürger verstehen das nicht und können es nicht begreifen — wir verstehen diese Befremdung. Nicht recht aber verstehen, vielmehr tief beklagen werden wir, wenn Kinder der Reformation ihn nicht lieben und unsere Liebe belächeln und verwunderlich finden. Da gibt es etliche Protestanten, denen Luther der Mönch ist, dem die mittelalterliche Kutte um die Füße schlägt. Seine Anschauungen und Glaubensmeinungen, seine Lehre und Predigt sind befangene, gebundene, einseitig beschränkte Gedanken, denen er sich einmal, etwa um 1520, mit kühnem Ruck entreißen wollte. Aber der Riß in der Kutte war nicht ihre Ablegung und der Anlauf zur wahren Freiheit, zur Bekenntnislosigkeit blieb eben ein Anlauf. Das mönchisch befangene Wesen trat lähmend und fesselnd wieder herzu. Ihr echter Luther mußte etwa bei denen um Ostwald zu suchen sein, wo nur noch das Gewissen,

das „Bewußtsein des Rechten“, wie der alte Heidelberger Paulus meinte, dem Menschen Gesetz ist. Was er nicht annehmen will, das bleibt verworfen. „Im echten Protestantismus richtet jeder sein Verhältnis zu unserem Herrgott, wie er will, nicht wie Gott will.“ Mit Leid gedenken wir derer, die nur von einem verkümmerten und verkrüppelten Luther zu reden wissen, der nie das geworden ist, was er hätte werden sollen und können und vielleicht auch wollen. Die Kutte war zu schwer, der Glaubensstrick zu hart und zu fest.

Aber wir verstehen sie doch noch eher als die ästhetischen Seelen, denen der Bauer Luther zu wenig geistlich, zu rüde und zu gewöhnlich ist, die einen Reformator eher aus dem aristokratischen Holze eines Calvin oder aus den zierlichen und zarten Abbés des 18. Jahrhunderts sich ersehnen. Das matte Zeug ohne Saft und Kraft wie lauter welke Blüten und Kamillenblümlein, wie Mörike einmal sagt, will diesen empfindsamen Leuten eher zusagen, als die kraftvolle, reifige, derbe, zuweilen auch rohe Art Luthers, der mit beiden Füßen auf der Erde, auf fränkischer Erde stand, ein rechtschaffener Bauer auch im Priesterrock und im Professorentalar blieb und bleiben wollte. „Der Bär brummt eben immer nach der Höhle, in der er geboren ward“ sagt Goethe einmal. Wir entschuldigen Luthers Derbheit nicht und ahmen sie auch nicht nach, doch sind zu Zeiten goldene Rücksichtslosigkeiten erquicklich und wirken befreiend. Noch weniger freilich sammeln wir aus seinen Schriften, den Belegenheitenworten und Tischreden alle Kynismen — Kaulbach hat in einer Zeichnung von den vier Haimonskindern und dem nachlaufenden Manne, der ausfließt, was das Pferd nach seiner Art der Straße gibt, die rechte Kritik darüber gesprochen. Es hat ja auch nicht gefallen können, als Gladstone aus allen Enunziationen Pius IX. die Scheltworte sammelte. — Nein, weil Luther oft derb redete, darum redete er be-

zeichnend, markig und konkret. Das Bild dessen, was er meint, steht alsbald vor Augen. Die feinen Seelen, denen es in Luthers Nähe den Atem beklemmt und das Herz beschwert, sollen erst einmal „reden mit seinen guten Worten!“ Dann werden sie das andere in den Kauf nehmen. Sie sollen auch bedenken, wie die Weltbühne, auf die Luther trat, beschaffen war. Nicht glatter Parkettboden, sondern roh gezimmerte und rauhfuge Balken, Bretter und Bohlen streckten sich hin, auf denen hart und herb geredet wurde; das rauchlose Pulver, sagt Hausrath in der herrlichen Vorrede zu seinem Luther, war damals noch nicht erfunden. Ein alter Gottesmann hat einmal gemeint, niemand habe St. Paulum auf der Kegelbahn, noch St. Petrum mit den Karten in der Hand abkonterfeit, das sollten die Theologen sich merken. Ich füge hinzu: Und niemand wird Luther mit Blacehandschuhen, gebügelt und geschniegelt, abbilden, sondern als den groben Waldrecher, der einherfährt. „Die kranke Zeit brauchte einen scharfen Arzt“ sagt seine Leichenrede mit Recht.

Warum aber haben wir Luther lieb, so daß selbst schwere, kaum überbrückbare Gegensätze vor ihm sich schlichten und im Sang des Lutherliedes Heimat und Fremde, Nähe und Ferne, ja noch größere Trennungen wie untergehen? Warum freuen wir uns, ihn verstehen zu können und trauen ihm, wenn wir ihn nicht oder minder verstehen, daß doch wieder ein Licht uns aufgehen möchte, das ihn uns näher bringt? Warum jauchzt unsere Seele, wenn sie seinen Worten lauscht, die so schlicht einhergehen und doch wie eitel Musik uns anmuten, die so oft den tiefsten Nerv des Gemütes rühren und uns zu Herzen sprechen?

Hat er etwa selbst sich uns empfohlen, um unser Gedächtnis erworben, wie unsere großen Klassiker es taten? Er schreibt doch nicht umsonst an Freund Hartmuth

von Kronberg (März 1522): „Den Luther lasset fahren, er sey ein Bub oder heilig. Gott kann sowohl durch Bileam als durch Jesajam, durch Raipham als durch Petrum, ja durch einen Esel reden. Denn ich kenn selbst auch nit den Luther, will ihn auch nit kennen. Der Teufel mag ihn holen, wenn er kann, er lasse aber Christum in Frieden bleiben.“ Und er bekennt: „Wer ist Luther? Lutherus sterbe, Christus lebe.“ Nein, so wenig er es darauf anlegte, groß zu sein, so wenig will er in unsere Liebe sich empfehlen. Oder ist vielleicht sein äußeres Bild dazu angetan, uns für ihn zu gewinnen? Zwar das Bildnis eines Raffael Urbinas aus seinen Jugendjahren bleibt dem Gedächtnis unvergessen, und das Mannesbild Albrecht Dürers mit dem edlen Troß um die Lippen und dem kühnen Blick in die Ferne ist uns teuer. Das fast erklärte Stieler'sche Bildnis des greisen Göthe spricht immer wieder zu uns. Aber soviel auch Meister Kranach sich mühte, Luther uns darzustellen — (das schöne Bild im Sitzungszimmer des Oberkonsistoriums, das der selige Präsident Friedrich Roth ihm bei seinem Amtsantritt 1828 schenkte, soll nicht Original sein) —, es ist das grobknochige, wenig schöne Angesicht, das man sich großartiger, schärfer umrissen wünschen möchte (2. Kor. 10. 10), nur die Augen, die miri oculi, welche dem Kardinal Thomas Bio in Augsburg aufgefallen und Melanchthon oft so schrecklich waren, die aber wieder so treuherzig eine Welt des tiefen Gemüts in die Herzen senden und an ihm sich bezeugen konnten, bleiben schön und groß.

Nein, durch Äußeres hat Luther nicht uns gewonnen, auch nicht durch seine Genialität. Das Genie bricht neue Bahnen und achtet der alten Wege nimmer, sie sind ihm zu schmal und passen wie die Weise von andern nicht zu ihm, sondern es schafft sich seine Weise und zwingt Gesetze auf, die niemand ganz überschaut. Dem Genie ist der Augenblick groß genug, um in ihn schöpferische

Pläne zu legen, aber der Tag zu lang, um deren Ausreifung gelassen abzuwarten. Es eilt weiter, denn es will sein genießen und verwirft eben Beschaffenes, um dem Reize nach Neuem zu dienen. Das Genie spielt verschwenderisch mit den Gaben, weil es nie an ihnen Mangel hat. Aber Luther hat mühsam alte Schachte wieder erschlossen, ist in verschüttete Bergwerke gelassen hinabgestiegen, auf betretenem Wege seinem Gott und seinem Volk genah: er wollte nichts Neues, sondern ließ sich zum Alten zurückführen; wir sind die wahre katholische Kirche — so klingt es wie durch die Bekenntnisschriften, so durch sein ganzes Wirken. Als „St. Pauli lieber natürlicher Sohn“ hat er den Reichsschatz des Evangeliums wieder gehoben, die Formen vom Geist bestimmen, die Ordnung in der Zeit werden lassen. „Genie ist Fleiß“ sagt Palmer einmal. Genial war Calvin, universell Melancthon, vorzüglich praktisch Bugenhagen — Luther war weniger als sie alle, aber er war einheitlicher, einseitiger mit Willentlichkeit, in allem auf Eines gerichtet, „daß das Wort unter die Leute komme“.

So lieben wir ihn, weil er in alle Lebensverhältnisse eine Weise einführen, eine Weisheit sie lehren wollte, aus herzlicher Liebe zu seinem Volk, dessen Eigenart er in sich verkörperte mit seinem sehnlichen Suchen, seinem Erdentrog und sinnigem Heimweh, seinem stürmischen Wagemut und gelassenen Gleichmut, seiner gesunden Diesseitigkeit und wahrhaften Jenseitigkeit. „Theologie deutsch“, sein Lieblingsbuch seit 1516, heißt den Menschen das eine Auge schließen, damit das andere recht sehen möge: Wer in den Himmel blickt, darf für die Erde nimmer ein Auge haben. Er tut beide Augen auf, denn ihm ist die Erde erlöst und der Himmel erdennahe, Herberge die eine, Heimat der andere. Erdenleben muß dem Himmel zu gerichtet sein, damit der Himmel die Erde finde, irdischer und himmlischer Beruf eint sich durch das Berufensein

und in ihm. Oft redet er dabei von den drei Gottesstiftern, wenn ihm allerlei selbstgewähltes Heiltum das Herz schwer macht. Das sind die vom Paradiese her verordneten, aus dem Schöpferwillen durch die heilsame Erlösung für den Tag der Vollendung vermeinten des Hauses, des Staates und der Kirche. Was er an und in ihnen getan hat, das macht ihn uns lieb.

Luther hat die Ehre des Christenhauses wieder helle leuchten lassen. Die Pietät gegen das eigene Elternhaus, das doch eine harte, oft freudlose Jugend ihm bescherte, hat ihn befähigt, sein Haus würdig zu gründen und vorbildlich auszugestalten. Wenn er 1511 zu Rom schier bedauert hatte, daß seine Eltern noch lebten, weil er ihnen gerne die Guttat einer besonders heilkräftigen Totenmesse hätte angedeihen lassen, so hielt er sich allerwege in ernstem und dankbarem Gehorsam gegen die Seinen. Des Vaters ernstes Wort an jenem Maitag 1507, ob der Eintritt ins Kloster nicht gottwidrig gewesen sei, ist ihm lange nachgegangen. Und den herrlichsten Dank hat er dem Vater erstattet, als er ihm den Trostbrief schrieb (15. Februar 1530). „Es ist ja dieses Leben nichts anderes als ein rechtes Jammertal, drinn man je länger je mehr Sünde und Unglück sieht und erfährt und ist des kein Aufhören noch Abnehmen da, bis man uns mit der Schaufel nachschlägt, da muß es doch aufhören und uns zufrieden in der Ruhe Christi schlafen lassen . . . , sintemal der Abschied von diesem Leben vor Gott viel geringer ist, denn ich von Mansfeld hieher von euch oder ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget. Das ist gewißlich wahr, es ist nur um ein Stündlein Schlafs zu tun, so wirds anders werden.“ Die liebe Mutter aber ward von dem Sohne reichlich in dem bekannten Brief (vom 20. Mai 1531) aufgerichtet. „Lieber Tod, liebe Sünde, wie lebst du und schreckst mich? Kennst du nicht einen, der von dir sagt: Ich habe die Welt überwunden. Mir

gebührt nicht, die Schrecken anzunehmen, sondern die Trost-
worte meines Heilands. Das ist der Siegmann, der rechte
Held, der mir hiermit seinen Sieg gibt und zueignet. Bei
dem bleibe ich, des Wortes und Trostes halte ich mich,
darauf bleibe ich hier oder fahre dorthin, er lügt mir
nicht . . . Es bitten für euch alle eure Kinder und meine
Räthe. Etliche weinen, etliche essen und sagen: Die Groß-
mutter ist sehr krank. Gottes Gnade sei mit uns allen.
Amen. Euer lieber Sohn."

Es hat aber der liebe Sohn sein Haus bauen dürfen,
als ein durch Gott selbst von Gelübde und Ehelosigkeit
Losgesprochener, nicht der eidbrüchige Mönch, sondern als
der Evangelist von Wittenberg, der „die Ehe frei haben
will, wie sie Gott geordnet und gestiftet hat und sein Werk
nicht zerreißen noch hindern will“ (Schmalk. Artikel). Von
den Feinden verspottet – Erasmus höhnt über eine Tra-
gödie, die in die Komödie ausgeht – von den Freunden
getadelt und nicht verstanden hat der Reformator die Ehe
gewagt, sich ihren Ernst und die heilige Hochschule des
Kreuzes nicht verhehlt, die Eigenart weiblichen Wesens
nicht unterschätzt, aber 21 Jahre lang durch gute und böse
Tage der Treue seiner Ehefrau sich getröstet, ihren Sorgen-
geist mit Humor getadelt („der Selbstmartyrin zu Witten-
berg, der heiligen sorgfältigen Frauen – seit der Zeit ihr
für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben
hart an meiner Stubentür; gestern, ohne Zweifel aus
Kraft eurer Sorge hat uns schier ein Stein auf den Kopf
gefallen und zerquetscht wie in einer Mausefalle.“ Brief
vom 10. Febr. 1546) und mit Ernst gestraft. „Lehrst du
also den Katechismus und den Glauben? Bete du und
laß Gott sorgen.“ Er hat ihre Sparsamkeit wohl gewürdigt,
wenn er sie auch nicht teilen konnte und zuletzt den reichen
Gott ihr vermacht und sie ihm. Zwei Christenmenschen,
von Gott zusammengefügt, haben einander erzogen und
geübt, getragen und gelitten, sind gemeinsam am Sarge

eines geliebten Kindes gestanden, das „heilige selige Besellen, ihm zu großem und einzigem Trost“ abgefordert haben, haben das Weh mit dem unfertigen, heimwehkranken, ältesten Sohne erduldet, über den der Vater wohl zürnen konnte, „lieber einen toten als einen ungeratenen Sohn.“ – Durch das Haus ging nicht wie ein finsternes Gespenst, wohl aber als rechter, starker Hausgeist Zucht und Sitte. Der in der Jugend hart gestäubte Mann hieß neben der Rute den Apfel liegen und die Liebe aller Weisheit Quell sein. Wohl von ihm stammt das (später von Joh. Bigas weiter gegebene) Wort, die erste Konjugation beginne mit amo, ich liebe, erst bei der zweiten setze das moneo, die Ermahnung, ein und vollends die Strafe komme erst der letzten 4. Konjugation und ihrem punio zu. Nun ist der Vater geschäftig, daß die alten Klosterräume, die jetzt fröhliches Kinderspiel belebt, heimisch werden. Am Fensterbrett blüht die geliebte Reseda und zum Fenster grüßt der Kirschbaum mit seinen Blüten herein, im Garten singen die Vögel, die Sorglosigkeit lehren und ihren höhnisch-gemütlichen Klagebrief gegen Wolf Sieberger vorbringen, den alten, vertrauten Diener des Hauses. Wenn Essenszeit kommt, soll Einfachheit die Speisen würzen – Bratäpfel und ein Hering haben dem Manne ernster Arbeit oft genügt – aber am festlichen Tage darf der Vogel St. Martins sich einstellen sei's auch nur, damit der ungeratene Sohn des um einen Beruf für ihn verlegenen Vaters die Haut von der Bratgans abziehe und – den Befähigungsnachweis für das Gerbergewerbe erbringe. Wenn aber gute Freunde und Gäste, der „Bruder Studium“ sich einstellen, dann soll Freude mit guten frommen Leuten und ein Stübchen Bier oder Wein nicht fehlen, ohne daß Luther, „einer der stärksten Esser und Trinker seiner Zeit“ gewesen wäre, wie Janssen ihm bezeugt. Da hören die Kinder Märlein und Schwänke, alten Sang und Sage, und bald wendet das Gespräch sich auf

die höchsten und heiligen Dinge, ohne daß Feierlichkeit die rechte Freude störte. Die Tischreden werden zum Schatz der Kirche. An dem Abend aber greift der Vater fröhlich in die Claves und singt drein, daß die bösen Gedanken vergehen, „wie jener Ehemann tät, wenn seine Ehefrau anfing zu nagen und beißen, nahm er die Pfeife herfür unter dem Bürtel und pfiß getrost, da ward sie zuletzt so müde, also daß sie ihn zufrieden ließ – als soll man den bösen Bedanken auf die Schnauzen durch die Musikam schlagen“ (Brief vom 6. Oktober 1534). Denn ob der Vers von Luther ist oder ihm nur zugeschrieben wird, seines Geistes ist er gewiß:

Wer sich die Musik erkieszt,
Hat ein himmlisch Gut gewonnen.
Denn ihr erster Ursprung ist
Von dem Himmel hergenommen,
Da die lieben Engelein
Selber Musikanten sein.

Ludwig Richter hat in seinen Jahreszeiten diese edle Hausmusika uns so rein und schön dargestellt, „was uns hart anleit, fährt hin mit großer Traurigkeit.“ Und nun singt der Doktor manch edles Lied das Jahr hindurch, bis das Kinderlied „auf die heilige Weihnacht zu singen“ ertönt und der treue Johann Mathesius in lichtem Gewande die engelische Botschaft den harrenden Kindern verkündet. Daneben wird die christliche Haustafel vorgenommen, nach der ein Hausvater seine Kinder und Besinde ermahnen soll; denn „kein stärkeres Weihwasser oder Weihrauch gibt es, als mit Gottes Geboten und Worten umgehen, davon reden, singen oder denken.“ (Großer Katechismus).

Der Sonntag mit seiner heiligen deutschen Poesie im Feiergewande edler Freiheit und dankbarer Freude steigt herauf, daß „die, so die ganze Woche ihrer Arbeit und ihres Bewerbes gewartet, einen Tag haben, da sie ruhen

und sich erquicken. Feiern aber und müßig gehen können die Unchristen auch wohl, darum soll Gottes Wort in Schwang und Übung gehen, daß ein rechter Feiertag gehalten werde" (Großer Katechismus), „daß Gott sein Werk in uns hat.“

Wenn aber Amt und Amtssorge den Vater in die Ferne führen, schreibt er den Kindern Briefe vom Besuch des Paradieses, seinen süßen Früchten und frohen Spielen, seiner kindesfrohen und lebensfrischen Herrlichkeit, die Lipp und Jost und Hänschen Luther genießen sollen, wenn sie fromm sind und gerne beten. Wahrlich, dieser Brief, den ein Goethe in sein freudenarmes unfrohes Haus am Alten Plan zu Weimar nicht hätte senden können, ist der Freibrief für die christliche Jugend und der Frohbrief ihres treuesten Freundes, der mit ihm fort und fort unseren Kindern einen schönen Jahrmarkt mitbringt.

Wie es den Kindern im Hause wohl sein soll, im „Vaterhause“, so wird das Besinde treulich in die Freuden und Leiden des Hauses mit herein genommen. „Muhme Bene“, die entfernte Verwandte der Hausfrau – ihre „Stütze“ würde man sie jetzt nennen – genießt Recht und Ehre der Hauszugehörigkeit, der alte treue Diener, der längst nichts mehr leistet, das Gnadenbrot, die Magd Margarete „Grete mit ihrem Besen“ höchste Ehre als Heilige, weil sie ganz tue, was ihr aufgegeben ist. Die immer schwieriger werdende Frage der Dienstbotennot wird immer wieder am ehesten gelöst, wenn man die Dienenden in das Leben des Hauses hereinnimmt und ihnen nicht nur das pflichtige Recht gibt, sondern sie als Miterben der gleichen Seligkeit die Liebe und Fürsorge spüren und erkennen läßt, wie man ihr Seelenleben nicht geringer einschätze als das eigene und ihren tief begründeten Ansprüchen entgegenkomme. Auf dem Grund innerer Angleichung löst sich am füglichsten die Frage der Über- und Unterordnung. Dem evangelischen Hause ziemt Übung und Pflege der

Freundschaft, damit „gute Freunde und getreue Nachbarn“ nicht mangeln, Schmuck und Schutz des Hauses zumal. Wie lebt Luther für seine Freunde und mit ihnen! Er trägt schwer an Melanchthons Unbeständigkeit und Zaghaftigkeit, weil er „die Sorge so gierig in sich sauge wie der Blutegel das Blut und das Gebet Luthers so kraftlos mache“ (27. Juni 1530), er versteht den Freund nicht, der nur begreifen will, wie die Sache Ende und Ausgang nehmen werde, so doch Gott den Ausgang (der Reformation) in einen Begriff gestellt hat, der heißt fides (Glaube) 29. Juni). Und schon tags darauf tadelt er ihn, weil er sich allein glaube, Luther aber und den Freunden nicht. „Aber es muß nicht heißen: So ich Philippus. Das „Ich“ ist zu gering. Es heißt: So ich: Das ist sein Name: der ich sein werde. Man sieht nicht, was er ist, aber Er wirds sein. So werden wir sehen (an Spalatin 30. Juni 1530).“ Wie wünscht er, daß Melanchthon aufhören wollte, die „Welt zu regieren,“ d. i. sich selbst zu kreuzigen und zu martern (Brief an Brenz). Aber die Freundschaft hat er ihm nie gekündigt, sondern treulich durch alle Fährlichkeiten bewahrt, in streitbarer Fürbitte zu Weimar erwiesen und noch über seinem Grabe von dem also Beehrten bezeugt erhalten. „Eure Söhne,“ schreibt er weiter an Dr. Rühel, den Kanzler (29. Juni 1534) „werden bei mir sein, wie die meinigen. Ihr seid ja nicht mein falscher Freund, so will ich ja auch nicht falsch gegen euch und die Euren alle werden, so lange mir Gott den Odem läßt.“ Und dem also Bestärkten gibt er den großen Trost aus Röm. 14, 8. „Domini sumus“, ja wohl im Genetiv und Nominativ, des Herrn, weil wir sein Haus, ja seine Glieder sind und Herren sind wir, „weil wir über alles herrschen durch den Glauben, der unser Sieg ist“... Den Studierenden der Theologie, Hieronymus Weller, den Lehrer seines Hänschens tröstet er in seiner Schwermut, er solle Sorgengedanken nicht anblicken, nicht in ihnen

grübeln noch sie verfolgen, sondern sie verachten wie das Schnarren einer Gans, die bösen Gedanken, die ihm einfallen, wieder ausfallen lassen (eine Lieblingswendung!) den Bögeln der Sorge nicht Nester in die Haare zu setzen verstaten, sondern den Herrn Jesus zum Beistand nehmen, den tapferen Streiter und unüberwundenen Sieger". (19. Juni, 10. August 1536.) Ob er an Brück, den kursächsischen Kanzler den herrlichen Freundesbrief schreibt von den zwei Wundern des feststehenden Himmels und des stützenden tragenden Regenbogens oder an Brenz, den Pfarrherrn von Schwäbisch-Hall, wie man Sorgen bannen soll, ob er Freund Zink in Nürnberg wegen Verlustes eines trefflichen Sohnes tröstet (23. April 1532), der „ihm ein sehr lieber Knabe gewesen, weil er fein still, züchtig und im Studium sonderlich fleißig war und den Diskant viele Abende sang“ — immer bleibt er der selbstlose, sich und sein Leid vergessende, nur für die andern bedachte Freund. Ich schließe mit dem Hinweis auf einen Brief in seinen letzten Jahren (1542), in dem er Justus Jonas wegen des Hinscheidens seiner Gattin tröstet „der in Wahrheit geliebten Seele, weil sie alle unsere Erlebnisse, gute wie schlimme, ganz als ihre eigenen aufnahm und trug.“ Es ist das Wesen der Freundschaft, daß sie glaubt und trägt, hofft und duldet, das vielleicht Betane ebenso wenig nachrechnet als das Erlittene und im Vertrauen nicht wankt. Napoleon I. hat einmal das ihm unfaßliche und unübersetzbare Wort „Gemüt“ mit l'esprit allemand gedeutet. Deutscher wie christlich-evangelischer Geist hat Luthers Haus so weit wie sein Herz erschlossen; sein Gemüt hat Freundschaft gebraucht und darum geleistet. Bloßes Geben des einen Teils erdrückt, die zumutende und empfangende Liebe gleicht wieder aus. Wie gerne hat Luther sich dienen lassen im Kleinen und Großen! Seine Naivität im Bitten blieb die gleiche und seine Willigkeit anzunehmen rührend. Goethe hat über sein Haus einmal die Überschrift gesetzt:

Warum stehen sie davor? Ist nicht Lüre da noch Tor?
Kämen sie getrost herein, würden wol empfangen sein.

Das zu schreiben hat Luther nicht not gehabt. Wo Treue baut, öffnet die Liebe Lüren und Fenster. So ist das erste Gottesstift von Luther nicht erbaut noch verändert, sondern wieder verneut worden, daß es heimisch, traut und wohnlich ward.

So hat er, der Priester und Professor, die Lüre des evangelischen Pfarrhauses aufgetan, aus der wahrlich nicht so viel Segensströme entsprungen wären, wenn es mit der Sünde des Eidbruchs und der Treulosigkeit erbaut worden wäre. Ich übergehe, was jede Statistik erweist, daß eine große bedeutende Zahl tüchtiger, arbeitskräftiger, bahnbrechender Männer aus den bescheidenen Räumen des Pfarrhauses hervorgegangen ist. Vielmehr betone ich: die stille Predigt der Benügsamkeit in ihm, die doch nicht ärmlich im Haben noch kärglich im Geben ist, die Freude am Kleinen in Wald und Flur, in Welt und Kirche, der heilige Humor weisen darauf hin, welche verborgene Kräfte in der würdevollen Beschränkung des Pfarrhauses, in seiner schlichten Gastlichkeit und all umfassenden Liebe liegen. Ich möchte den kennen, der einmal in ein echtes Pfarrhaus Einblick getan und nicht Heimweh nach ihm empfunden hat, die Lebenserinnerungen lesen – man braucht nicht nur an Kügelgen, Kerner oder Kufmaul noch an Hippels Lebensläufe zu denken –, deren Verfasser des Jugendglückes vergäße, wenn es ihm in einem Pfarrhause und in dem ländlichen Stilleben erblühte! Dabei ist das Pfarrhaus nicht verbauert noch verflacht. Die edle Hausmusik, der fromme Hausbrauch, die Pflege feiner Liebhabereien hat es weltoffen, freudig, zuchtvoll auf Luthers Wegen erhalten. Gott lasse die Edelsteine der Treue, der Dankbarkeit, der Beschaulichkeit und Friedenskraft dem Pfarrhause nie mangeln, das nicht am Markte liegen, sondern abseits vom Betriebe in Ihm eine

stille Zuflucht des Trostes, der Fürbitte und des Rates bieten will.

„Und die Schule hat er uns erbaut.“ Wie oft ist dieses Wort der Juden über den heidnischen Hauptmann (Luc. 7, 5) auf Luther angewendet worden! Nicht als ob er erst die Schule ins Leben gerufen hätte. Erzählt er doch mit Dank von seinen Lehrern, den Nullbrüdern in Magdeburg und Melanchthon weiß von dem alten Magister Trebonius gar Liebliches zu berichten. Über die Volksschule, die christliche Volksschule als Fortsetzung der häuslichen Erziehung und auf dem evangelischen Grunde wie diese sich erbauend hat er doch erst recht geweiht. Sie soll alle Kinder umfassen, auch in den „Maidlinschulen“, soll taugliche Männer frommer Art zu Lehrern, vielgeschickte Jungfrauen zu Lehrerinnen haben, soll wenig, aber das Wenige gründlich darbieten, den Katechismus traktieren, die biblische Geschichte in ihrer ganzen Größe und Tiefe darstellen, die Kinder im Heiligtum leben lassen, die Geschichte des Volkes nicht vergessen und den Gesang fleißig üben, denn „einen Schulmeister, der nicht singen kann, den seh ich gar nicht an.“ Der Unterricht soll kurz sein, die vielgerühmten körperlichen Übungen nicht vergessen. Dieser Volksschule bescherte er den Katechismus, das einfüchtigste und großartigste Buch aus seiner Feder, das um seiner Schwere willen zu schelten noch nicht ihn verstehen heißt und der Konstanzer Johann Zwick schenkt Kinderlieder, andere wie Agricola Reimlein und Rätsel. Die allgemeine Schulpflicht zuerst eingeführt zu haben, ist Ehre und Verdienst protestantischer Länder. Die rechten Lehrer aber „soll man zehn Jahre stehen lassen, dann stäupen und losgeben; sie haben ihr Brot verdient, darum soll man sie in Ehren halten.“ Die ersten Lehrer der Volksschule aber waren und wurden Pfarrherren, ein Nikolaus Hermann, ein Matthesius, ein Thomas Venatorius (Jäger), wohl auch ein Vinzenz Obsopoeus (Koch) in Ansbach.

Wenn aber dem durch die neue Zeit und ihren reicher pulsierenden Verkehr die idealen Güter verkümmert und ihre Pflege verkürzt werden will, mahnt er – und nicht umsonst – die Rats Herrn (1524), daß sie höhere christliche Schulen gründen sollen. Tlesfeld im Harz und sein Michael Neander, Goldberg in Schlesien und sein Trogen- dorf, Straßburg und sein Johann Sturm, Nürnberg mit Joachim Camerarius, Ansbach mit seinem Koch, Augsburg bei St. Anna mit dem Harburger Schreiber Hieronymus Wolf, das Gymnasium Poeticum zu Regensburg sind die Antwort auf solchen Rat, der kleineren Schulen nicht zu gedenken, wie sie auch durch unser Bayerland verstreut waren. Dem evangelischen Gymnasium schenkt Melanchthon seine griechische Grammatik, die wohl 80 Auflagen erlebte. Edle Schulkomödien dienen ihm, wie Kollenhagens „reicher Mann und armer Lazarus“, reine Bilder sollen das Gelehrte veranschaulichen, aber vor allem soll man an den Sprachen, dieser „Kemenate des Geistes halten, der Scheide des Geisteswertes.“ So ward Latein, in dessen Handhabung Luther nach seiner Art Meister war, fleißig geübt – man „konnte meinen, Deutschland liege in Latium“ – und die griechische Sprache kam zu Ehren, die Muttersprache aber blieb nicht dahinten. Aus Luthers Werken haben ja die – Jesuiten die Musterbeispiele für eine deutsche Grammatik geholt!

So viel aber Luther über die Universitäten klagte, über den Unfleiß der Studenten, denen „die Tinte schimmelig und der Brind auf dem Rücken ist und die gerne die Pest in Wittenberg hätten, um feiern zu können“, über die Roheit und Unsitten, daß seine Stadt ein Sodom und Gomorrha geworden, von dem er wegziehen will – er hat doch Wittenberg mit Weltruf geschmückt und Anregung zur Gründung neuer Hochschulen gegeben. Marburg, Königsberg und Jena sind des Zeugnis und wenn's erlaubt ist zu sagen, auch unser – Erlangen; denn am

18. Juli 1529 schreibt Luther gutachtlich an Markgraf Georg den Bekenner (Sohn Friedrich des Älteren von Ansbach † 1535), „Es wäre wohl fein, wenn Euer Fürstliche Gnaden ein gelegen Ort (oder zween) um Fürstentum errichtete zur hohen Schulen, da man nicht allein die heilige Schrift, sondern die Recht und allerley Künste lernt. Zwei Theologen und Juristen, ein Medicus, ein Mathematicus, vier oder fünf Personen würden als Lehrer genügen.“ Als Sitz dieser Universität in Franken dachte Luther sich eine richtige Stadt „wo ein gut studieren soll sein, da müßten nicht ledige Creutzgenge sein oder leere Kloster- und Stiftkirchen, sondern eine Stad, darnyn viel zusammen kommen und untereinander sich üben und reizen und treiben. Einsame Studia tuns nicht. Gemeine tuns, da viel einer dem anderen ursach und Exempel giebt.“ 1531 bewarb sich Feuchtwangen um die Universität, 1645 bat D. Christoph Althofer für Kulmbach, 26. März 1726 gab die Markgräfin-Witwe Charlotte, die Vormünderin ihres einzigen Sohnes Karl Wilhelm, des Wilden Markgrafen, aus ihrer Privatschatulle 150,000 Gulden für die in Crailsheim, Bunzenhausen oder Heilsbronn zu gründende Universität, der Karl VI. bereits 1726 das Kaiserliche Privilegium erteilt hatte. Aber erst am 4. November 1743 konnte durch den Markgrafen Friedrich von Bayreuth und seine bedeutende Gemahlin Wilhelmine († 1758) Erlangen gegründet werden, das nicht eine Universität hat, sondern eine Universität ist, „unser Erlangen.“ Was 1529 geplant war, ruhte 214 Jahre! Gut Ding will Weile haben. — Wenn unsere Volksschulen mit dem Bilde Luthers die Säle schmücken und viele Hochschulen an Luthers Geburtstag Ehren erteilen, so soll dies ein geringer Dank dafür sein, daß er die Schule erbaut, mit dem freien und frommen Geist des Evangeliums erfüllt und für die Zeit auf die Ewigkeit angelegt hat.

Aus der friedlichen Enge des Hauses, aus dem vorbereitenden Ernst der Schule geht der Weg in die Öffent-

lichkeit und Unruhe der bürgerlichen Gemeinschaft, des zweiten Gottesstiftes, des Staates. Wenn im Mittelalter die einen alle Lebensinteressen im Staate aufgehen ließen und für den Staat alles angelegt sehen wollten, welttrunken und weltferne zugleich — ich erinnere nur an die Florentiner Medicäer und an den wissens-trunkenen Humanismus mit seiner altgriechischen Staatsidee, hinter der die Rücksicht auf die Familie zurückstehen sollte und in der nur wirklich tüchtig war, wer für die Öffentlichkeit arbeitete und ihr diente — so hat Luther den Staat in seine Schranken gewiesen, ihm nur die Berechtigung zuerkannt, die das Weltwesen, das vergänglich ist, erwarten und verlangen kann, hat nicht die tätige Mitarbeit an der Gestaltung des öffentlichen Lebens für jedermanns Pflicht gehalten, wie er denn selbst von bewundernswerter Naivität in Beurteilung der weltlichen Konjunkturen war, ob er gleich mit intuitivem Tiefblick meist das Richtige erschaute. Aber soweit er von antiker Überwertung des Staates sich entfernte, die alles Eigenleben als Idiotie im schlimmsten Sinne erklärt, so ernst warnt er vor Unterschätzung des Staates, wie sie die mittelalterliche Theologie eines Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. predigte und in der Lehre von den zwei Schwertern, im Bilde von Sonne und Mond versinnlichte. Er gab den weltlichen Ordnungen und Gesetzen ihr volles Recht und predigte die schlichte Pflicht des Gehorsams nach apostolischem Vorgange auch unter schweren Verhältnissen, deren Unleidlichkeit er nicht nach Calvins Rat und Meinung mit offenem Widerstand beseitigt wissen, sondern in stillem Gehorsam und gegebenen Falles durch Auswanderung aus dem Lande des Druckes gehoben sehen wollte. Die Hugenotten und die Niederländer sind nicht seine geistlichen Söhne, so wenig die Salzburger und Zillertaler Nachfolger Calvins sind. Und weder der Schmalkaldische noch der Dreißigjährige Krieg sind lutherischem

Wesen entsprungen; Friedrich V. war Calvinist und Johann Friedrich von reformierter Seite beraten!

So hat Luther den Sinn rechter Loyalität gepflegt, für den Kaiser, das „junge deutsche Blut“ (das freilich arg verdünnt war), das Beste gedacht und von ihm erwartet, auch nach 1522 und 1530, hat für den Kaiser beten heißen. Ihm sollte der Türkenpfennig willig gezahlt und sein Sohn Paul zu Gebot gestellt werden, daß er wider die Türken ziehe. Die Beichtväter in der Nähe Karls V., welche, lutherischer Neigung verdächtig, der Inquisition verfielen, mögen es ihm bezeugt und der Bayernherzog Wilhelm IV., nach anderen sein eigener Bruder Ferdinand, bewiesen haben, daß die Evangelischen „den Artikel von weltlicher Obrigkeit“ hochhalten, wie es der 15. Artikel ihres Grundbekenntnisses und die Auslegung beider, des 4. Gebots und der 4. Bitte, ausweisen. Aber die Loyalität ward nicht zum Byzantinismus. Ein Byzantiner schreibt nicht davon, daß er den Kurfürsten mehr schützen könne, denn dieser ihn und daß dieser nichts gesehen habe, weil er nichts glaubte, ein Byzantiner buhlt um Fürstengunst und trachtet in ihre wärmende Nähe zu kommen. Einmal wollte und sollte Luther seinem fürstlichen Gönner nahen: es war der Weg zum Sterbenden. Noch ehe er hinkam, war Friedrich der Weise entschlafen. Wenn man aber die beiden Leichenpredigten (Parentationen) zu Ehren seines treuesten Schutzherrn, Johann des Beständigen († 16. Aug. 1532) liest, die Luther wiederholt weinend wie ein Kind am 18. und 21. (?) August gehalten hat, staunt man über die Freimütigkeit, mit der „unser liebes Haupt“ beurteilt, aber auch über die Ruhe und Unbekümmertheit, mit der des Kommenden und Johann Friedrichs gedacht wird. „Unter seinem Schutz und Schirm haben wir bisher in gutem Frieden gegessen und aus seinen Händen das liebe Brot gegessen. Nun wird hinfort ein anderes Regiment, und niemand weiß, wie es ge-

raten soll. Unser lieber Herr ist ein sehr frommer, freundlicher Mann gewesen, ohne alles Falsch, in dem ich noch nie einigen Stolz, Zorn noch Neid gespüret habe, der alles leichtlich tragen und vergeben konnte und mehr denn viel zu milde gewesen ist. Ob er im Regiment auch gefehlt hat, wie sollte man ihm tun? Ein Fürst ist auch ein Mensch und hat allenthalben zehn Teufel um sich her, wo sonst ein Mensch nur einen hat." Aus dieser Loyalität heraus, die um Gottes willen die Obrigkeit ehrt, warnt er vor unreifer und leichtsinniger Kritik ihrer Maßregeln. Wenn wir sehen, daß Regenten straucheln, sind wir bald da, meinen: „Ei, so wollte ichs machen und so, und sollten wohl den Karren recht in den Kot hinein- führen oder gar über und über werfen, wenn wir regieren sollten. Daß uns niemand kann recht tun, und sind doch selbst nie recht worden.“ Und mit heiligem Ernste mahnt er: „So wir mehr für die Obrigkeit zu Gott redeten als wider sie zu Menschen, wäre es ihr und uns nütze.“ Die Anhänglichkeit an das Vaterland ist dem Manne, der doch so gerne des jüngsten Tages gedacht und die Herberge nicht ungerne verlassen wollte — „wir wollten gerne los sein und heimfahren, wenn's Gott will. Amen. Amen. Amen“ —, doch ein süßes Ding und eine angeborene Pflicht. Wie rühmt er sein deutsches Vaterland und dessen Sprache, in deren Schätze er mit wachsender Lust sich vertieft, wie tritt in der Erinnerung späterer Tage Welschland und seine Schönheit hinter deutschem Wald und Berg und Tal zurück. Nürnberg, „Auge und Ohr Deutschlands“, Augsburg und seine freundlichen Straßen und Häuser, selbst Wittenbergs Sand und Heide, ein „rechtes Schind- leich“ verklären sich ihm in der Heimatsliebe. Eben aber weil er sein Vaterland liebt mit echtem und heiligem Ernste, schreibt er an Hartmut von Kronberg (1522): „Gott ist mein Zeuge, daß ich in meinem Herzen eine Angst und Sorge habe, wo der jüngste Tag nicht das Spiel

unternimmt, wird Gott sein Wort aufheben und der deutschen Nation solch eine Blindheit senden und sie also verstocken, da mir greulich ist, dran zu denken.“ Er kennt den Teufel jeglicher Nation, sein Volk soll am Saufteufel zu Grunde gehen. „Faule Hände müssen ein böses Jahr haben,“ wenn sie den fahrenden Regen der Gottesgnade nicht einbringen. Patriotismus ist nicht Chauvinismus, nicht Verliebtheit in das Volk und seine Herrlichkeit, sondern Gebet und Arbeit, Sorge und Achtsamkeit für das Volk. Darum war auch die letzte Tat des scheidenden Reformators eine patriotische für seine lieben Landesherrn, die Mansfelder Grafen, deren „Schlegelgesellen und Bergwerksleute“ (Jakob Reinicke) ihm liebe Genossen gewesen waren. Zum Tod krank und müde hat er „das stachlichte Schwein“ der Händel und Zänkereien zwischen den Grafen abgetan und darf sich freuen, daß „die jungen Herrlein und Fräulein bereits gemeinsam Schlitten fahren, und „man greifen darf, wie Gott Gebete erhört.“ Dann kehrt er in Eisleben ein, um zu sterben.

Heimatliebe und Heimmattreue, Scheu vor Gottesgnadentum und durch Gott Gewordenem heißt ihn die Ordnungen wohl wahrnehmen, treu auch im Kleinen sein, die Unterschiede der Stände achten, verbietet ihm in Karlstadt-Münzer'scher Schwärmerei alles zu nivellieren. Der „Nachbar Andres,“ der das Predigergewand abtut und im Bauernkittel aufs Feld geht, um so sozial zu wirken, ist ihm Gegenstand mitleidigen Spottes: „Glaube an den Herrn Jesum Christum und tue die Werke deines Berufs.“ Andererseits weist er Meister Peter Balbierer in seine Schranken, wenn er zu viel sich unterfängt. Den Bauern ist er ein treuer Anwalt wider Druck und Drang, sind doch „seine Ahnen rechtschaffene Bauern gewesen,“ und manch einer hat's erfahren dürfen, Michael Kohlhas voran, wie er sie vertrat und versprach. Wenn sie aber den Gehorsam wild verweigern und mit dem Schwert ein Recht

erkämpfen wollen, steht er gegen die „räuberischen und mörderischen Rotten“ ernstlich auf. Er spricht gegen Wucher und Übersatz, aber die mittelalterliche Theorie von Strafbarkeit des Zinsnehmens vertritt er nicht immer. — Ein geschworener Doktor heiliger Schrift und als solcher in Himmel und Hölle wohl bekannt, schämt er sich nicht, mit den Edelsteinen des kurfürstlichen Schatzes in der Hand die Goldschmiede zu befragen, um das Gewand des Hohenpriesters und die Edelsteine der Offenbarung recht deuten zu können. Und mit dem Täselein, erzählt Aurogallus, geht er zu den Mehrgern durch die Fleischbänke, daß sie ihm die alttestamentlichen Opferstücke wohl auslegen. Ihm erscheint es als gesündeste Sozialpolitik, wenn jedem Stand und Beruf — die Dreiständetheorie rührt kaum von ihm her, geht aber auf seine Anschauungen zurück — so viel Lebensunterlage und Bewegungsfreiheit gegönnt wird, daß er seine Eigenart zu gunsten des gemeinen Wesens entfalten kann. Die Einzelpersönlichkeit soll nicht in der Masse untergehen, diese wiederum nicht bloß in Einzelne auseinanderfallen, sondern der Einzelne für die Gemeinschaft sich ertüchtigen und diese ihn tragen, fördern und halten. So betont er Rechte, so schärft er Pflichten, greift jedem ins Gewissen, heißt den Fürsten, den ersten Diener des Staates und den ärmsten Knecht, in Gott fürstlicher Art sein, so heiligt er das Irdische durchs Himmlische, vergeistigt und verflüchtigt nicht jenes, noch materialisiert und vergrößert er dieses.

Der Mann, der dem päpstlichen Legaten guter Treue versichern konnte, er würde den Papst (Paul III.), wenn er nach Wittenberg käme, mit aller Ehrerbietung empfangen und ihm Gehorsam versprechen, wenn er nur das Evangelium wollte predigen lassen, in allen weltlichen Dingen wie es Melancthon in seinem Traktate 1537 weiter ausführt, hat uns das goldene Wort hinterlassen (an Brenz): „Man lasse Gott und den Kaiser einen jeglichen sein Reich

behalten!" Fromme Christen treue Untertanen, Himmelsbürger wahre Vaterlandsfreunde, Heimweh und Treue der Erdenarbeit und über allem — „Was uns nicht geboten ist, das soll uns nicht irren!" „Was man nicht schlichten kann ohne eine Verstörung des Friedens, das soll man auf einen Knäuel winden, bis es Gott selbst einmal abwinde." (21. Juni 1531 nach Zwickau.)

Daß der Staat kein fleischloses, blutleeres Phantom, noch das alles ausfüllende Ideal ist, diese Erkenntnis verdanken wir Luther. Er hat uns das Vaterland und die Erdendinge lieben gelehrt, ohne daß wir an sie uns verlieren dürften, hat das Auge und das Gewissen für die Pflicht gegen den uns schützenden Staat geöffnet, der dafür sorgt, daß nicht alles verkehrt und zerstört werde, Steuer und Abgabe willig zu tragen gemahnt und dabei nie versäumt, von dem wahren und bleibenden Bürgerrecht zu zeugen und seine ewige Bedeutung einzuschärfen. Wenn Friedrich der Große der erste Diener des Staates sein, und wiederum im Jahr 1813 der ärmste Bürger sein Schärfslein auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen wollte, wenn die Könige von Gottes Gnaden sein und die Untertanen landesväterlich regieren, diese um des Bewissens willen gehorchen wollten, so ist das eine Frucht der Reformation, deren rechte Erfassung der Revolution ebenso wehrt als der Diesseitigkeitspolitik.

Die den Armen stützenden (ich erinnere an die Ordnung des „Bemeinen Kastens" zu Leisnig), den Ohnmächtigen schützenden, wahrhaft sozialen Gesetze sind aus evangelischem Geiste geboren. Der Staat weiß es nicht oder vergißt es oft, was er Luther verdankt.

Aber am meisten verdient und empfängt Luther unsern liebenden Dank, weil er unsere Seele in der Kirche heimisch gemacht hat, die nicht als starrer, weltbeherrschender Organismus mit dem antiken Herrschaftsgedanken, sichtbar und greifbar, äußerlich imposant, wie das „Königreich

der Franzosen und die Republik Venedig" (Bellarmin † 1621) mit streng bestimmenden Gesetzen in das Leben des Einzelnen eingreift, dem sie die Pflicht der Selbstentscheidung, aber auch der Selbstverantwortlichkeit abnähme, sondern die als gottgeschenkte, von dem Herrn Christus gestiftete innere Gemeinschaft — unbeschadet äußerer Ausgestaltung und Entwicklung als Freikirche, als Landes- oder Volkskirche — um diesen ihren Herrn, der sie erlöst und geheiligt, mit Ewigkeitskräften für und über die Zeit ausgestattet, in fortgesetzter Durchwahrung und fürbittender Regierung zu behüten verheißt hat, sich im Glauben schart „als die heiligen Gläubigen und die Schafe, die ihres Hirten Stimme hören.“ (Schmalkald. Artikel.) „Wo also (sagt Melancthon ganz in Luthers Sinn) Gottes Wort rein geht, wo die Sakramente demselben gemäß gereicht werden, da ist gewiß die Kirche, da sind Christen.“ „Wo Christus ist, da ist Kirche. Und wie er gehalten wird, so ist die Kirche.“ Daß dieser Kirche, „so lange dieses Leben währt,“ „nach äußerlicher Gesellschaft“ viele Ungläubige, Laue, Bleichgiltige angehören, muß getragen werden, andererseits hebt die Gewißheit, daß nicht die Teilkirche oder jene allein selig macht, sondern daß weit über die Grenzen der Konfession viel wahre Christen leben. Luther hat nicht umsonst von Staupitz († 1524) und frommen Klosterbrüdern herztrostende Zusprache empfangen, „den besten Tröster und Beistand, so unter Menschen zu finden, nämlich den ehrwürdigen M. Bartholomäum“ (Brief an Georg Leiffer). Da die Kirche, die weder auf eine Erfindung — diese ist einmal geschehen (Hebr. 9. 12) — noch auf Entdeckungen Luthers, nicht auf Spekulationen philosophischen Denkens noch auf unbedachten und unberufenen Neuerungen beruht, nicht Deformation des mittelalterlichen Kirchentums, sondern die von Gott veranlaßte, geleitete und gesegnete Reformation ist, — wir sind die „wahre katholische Kirche“ gegenüber Johann Eck 404

Irrtümern der Neuerer und seiner Erweisung, daß „die Lutherischen schlechter als die Türken seien“ (1530), — gibt es nur eine Instanz in ihr: „Gottes Wort.“ „Dieses soll Artikel des Glaubens stellen, und sonst niemand, auch kein Engel (Schmalk. Art. vergl. Gal. 1,8), denn Gott will mit uns nicht anders handeln als durch sein Wort, ohne welches er keinem seinen Geist oder Gnade gibt.“ Dieses Wort, Gottes persönliche, ob auch „in geringe Windeln gelegte“ Offenbarung, in heiliger Schrift verfaßt, bezeugt über allem und vor allem, aber auch in allem, daß Jesus Christus „sei nicht der Mann, der uns verklagt noch droht, sondern der uns versöhnt und vertritt durch sein eignen Tod und Blut, der liebe Heiland, der süßeste Tröster, der treue Bischof unserer Seelen. Er allein ist der einige Weg und Steg, der Zirkel, darin der einige Punkt steht, in dem alle anderen Figuren begriffen werden, das einige Eins, der Anfang aller Zahlen. Darum sagt Er (Matth. 11, 28): zu Mir. Wer aber sind, die da kommen sollen? Die Mühseligen und Beladenen. Was ist das für ein Gesindel? Ich kenne die Bauern nicht: Meister Mühselige und Beladene. Stattliche Namen als Bürgermeister solltens sein! Die Verheißung erstreckt sich über Böses und Gut, Klein und Groß, Kalt und Warm, Dürr und Grün, so ist sie nicht allein frommen, heiligen Leuten zuzuschreiben in langen Kleidern bis auf die Schuhe! — (An einen Ungenannten 1528). Dieser Christus liegt in der Krippen, aber sitzt gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters; nicht allein seine bloße Gottheit ist bei uns, die doch wie ein verzehrendes Feuer gegen Stoppeln wäre, sondern Er, der Mensch, den alle Trübsal versucht hat, der mit uns als mit Menschen und mit seinen Brüdern Mitleid haben kann.“ Nicht der weltferne Richter, der in unnahbarer Majestät thront oder von dem Triumphbogen der Kirche in hoher Erhabenheit herabsieht, dessen Gnade die göttliche Mutter und die Heiligen erst erbitten

müßten, sondern „der rechte Troß, Meister und Tröster, der mir nichts sagt als von Gottes Gnade und ewigem Leben“ (Predigt über Joh. 14, 18–21).

Diesem Worte muß man trauen. „Sind doch die Sprüche Stecken, ja Bäume, daran sich einer hält und läßt das Wasser brausen und rauschen, wie es will. Mit dem Wort in der Faust mag man die Feinde scharren und pochen, drohen und schrecken lassen, wäre das Wasser noch so tief, wir kämen hindurch.“ „Der Teufel zwar kann das Wort nicht leiden. Von Natur ist er so boshastig und giftig, daß ihm leid ist, daß ein Apfel auf einem Baum wächst, daß du einen gesunden Finger hast. Keinem Ding aber ist er so feind als dem lieben Wort, das deckt ihn auf, daß er sich nicht bergen kann und weiset jedermann wie er schwarz ist. Er brauet immer ein Unglück über das andere, denn er ist ein mächtiger, boshastiger und unruhiger Geist. Aber das Wort ist ein Fels, der nicht zu gewinnen ist.“ (Ein schöner, tröstlicher Sermon in den Fasten 1530).

Der Glaube und das „erwogene Vertrauen ist ein Gottesdienst, da ich mir schenken und geben lasse. Es tuts nicht, daß ich die Historie weiß, wie Christus geboren ist, gelitten hat, das wissen die Teufel auch, sondern das gewisse starke Vertrauen im Herzen, daß es sich des selbigen ganzen Schatzes annimmt und sich des tröstet, daß Gott uns schenkt und uns mit allem Schatz der Gnade in Christo überschüttet. Dieser Glaube ist nicht ein Fühlen: will einer ein Christ sein, und nach dem Fühlen sich richten, der verliert Christum! – Auch nicht ein Wissen „was Gott will heimlich halten, das sollen wir gerne nicht wissen.“ „Denn das ist der Apfel, davon Adam und Eva den Tod gefressen haben samt allen ihren Kindern, da sie auch wissen wollten, was sie nicht wissen sollten.“ Sondern Glaube ist die höchste Tat des Willens, da man „das Werfen der Sorgen wohl lernt und erfährt, daß es gewiß

also sei.“ „Wer aber solches Werfen nicht lernt, der muß bleiben ein verworfner, zerworfner, unterworfner, ausgeworfner, abgeworfner Mensch“ (zu Psalm 55, 23). Glaube nimmt Gott beim Wort, Christum bei der dargebotenen Rechten, hält sich an den Unsichtbaren, als sähe er ihn und hält das Unsichtbare in die Erscheinung hinein, hofft wider Hoffen und ist so eng „mit dem Beglaubten verbunden, daß auch keine Luft zwischen beiden käme.“ „Bist du aber noch schwach gläubig, so sprich: ich wollte ja gerne stärker glauben, weiß auch wohl, daß solches wahr und zu glauben ist. Ob ichs nun nicht genug kann glauben, so solls doch Wahrheit sein.“ Dieser Glaube – und damit führt Luther wahrlich keinen neuen Gedanken ein – der Christum hält wie der Ring den Stein, spricht frei von Sünden, ledig von Angst und Furcht des Todes und dessen peinvoller Knechtschaft (Hebr. 2, 15) und los von dem Bericht der ewigen Gottesferne, er erklärt und verkündet den Todverfallenen als Lebenshelden und den Verworfenen als Begnadeten, er rechtfertigt. „Davon kann man nichts weichen und nachgeben, es falle Himmel und Erde und was nicht bleiben will. Des müssen wir gewiß sein, sonst ist alles verloren.“ Ja, der Herr Christus ist „ein guter Kaufmann und gnädiger Händler, der uns Leben um Tod, Berechtigung um Sünde verkauft“ (1534). „Ohne unsere Berechtigung können wir selig werden, aber ohne Christus nie im Frieden sein.“ So gehört ihm Christus und Glaube, Glaube und Leben zusammen, daß er die ganze Lebenskunst in das kurze Wort legt: „Glaube an den Herrn Jesum, brich den Hals und stirb selig.“

Das Wort Gottes, schlicht und arm, unansehnlich und vielgeplagt, nach seiner äußeren Darbietung dem menschlichen Urteil gerne sich unterstellend, soll darum nie „vergeblich ohne Übung stehen bleiben.“ Darum entzieht Gott oft den Trost aus Erfahrung, daß der Trost aus den Schriften Raum finde und zu tun an uns habe, (an

Laurentius Zech, Kanzler von Magdeburg), wiewohl „wir die heilsamen Sprüche, die man auf seinen Knien vor Jerusalem nach Rom holen sollte, dieweil wir ihr so viel haben, und sie so in stetem Gebrauch und gemein sind, nicht achten“ (30. Juli 1530). — Der Glaube, der da hurtig, fröhlich und trotzig gegen Gott und alle Kreatur macht, soll durchs Bebet gestärkt werden, sonderlich durchs heilige Vater Unser, das „zweifellos der größte Märtyrer ist und doch ist auf Erden kein edleres Bebet zu finden,“ wie es denn Luther täglich, aber in zwei Teilen betete, und „soll das Amen bei solchem und andrem Bebet stark gemacht werden.“ Dazu soll der Glaube ans Wort durch eben dieses Wort und seine heilsam große Darbietung im Sakrament gemehrt werden.“ „Da man nichts siehet als des Menschen Finger, der da tauft, und das Wasser, das er über das Kind geußt, als eine Kreatur, und nichts hört, denn das arme Wort aus des Täufers Mund,“ ist doch das gnadenreiche Wasser des Lebens und der Anfang aller neuen Kreatürlichkeit, in den man immer wieder kriecht, so man Buße tut, von und über dem es heißt „einmal angefangen und immer darinnen gegangen.“ Wie er selbst in der Rückerinnerung an seinen Taufstag, den Tag Martini, Trost und Kraft fand, so heißt er den Kindern den Taufstag teuer, den Erwachsenen wert und bedeutsam machen, als, der getauft ist, wahrhaftig in Christus und Christus in ihm ist. Wahrlich, Luther hat den Taufstein, wie Freybe so reichlich nachweist, wieder teuerwert gemacht, mit Gottes Wort und Verheißung umrankt und umgrünt sein lassen und die Spendung der Taufe sein öffentlich vornehmen heißen, den Kindlein zur Freude, den Alten zur seligen Mahnung, der Kirche und ihrem Herrn zur Ehre, daß „Seine Gnade sich recke und strecke vom Aufgang bis zum Niedergang, von Mittag bis gegen Mitternacht und alle überschatte.“ (20. Juli 1524). Andererseits tröstet Luther in seelsorgerlicher Weisheit die

christlichen Mütter ungetauft gestorbener Kinder 1542: „Gott hat nicht an die Sakramente seine Macht gebunden.“

Der Schwachheit des Glaubens bietet der erhöhte Herr im Sakramente des Altars sich an, den Luther wieder auf göttlichen Befehl mit dem Kelch für alle schmückt und des Opfers entkleidet, das ein ewiges, einmaliges, vollgültiges Opfer teils ergänzen, teils näher bringen will, als ob es nicht durch das hohenpriesterliche „Es ist vollbracht“ ganz geschehen und ohne irgend welchen Mangel und für alle Sünde gleichmäßig und auf immer zugänglich wäre. „Kommt, kommt, wo wollt ihr hinaus mit euren vergebenen und vergeblichen Gedanken? Er sagt nicht allein: Kommt, sondern alle, keiner ausgeschlossen, er sei wer er wolle und wenn er gleich der allerärmste wäre, denn solche werden zuletzt die besten. Huren und Buben müssen es tun, die Weltfrommen gehören hierher nicht, die saubere Kleider anhaben.“ (An einen Ungenannten). Mit heilsamer Gewißheit betont Luther in der Auslegung und seelsorgerlichen Andienung des heiligen Abendmahls das teure: „für euch,“ denn in diesen beiden Worten, die den Willen des Stifters als fortgültigen und ganz uns und unserem Heil zugewendeten verbürgen, liegt das größte Geheimnis der Liebestat, die schöpferische und erlösende Gaben zu Einer Gnadengabe vereint und das notwendige „tägliche Brot“ mit der Fülle seiner Lebensmitteilungen in der erhöhten Heilandspersönlichkeit umkleidet, den heilsam erquickenden Trank mit dem Reichtum seiner durch Kreuz und Tod verklärten Liebe erfüllt, „verborgen im Brot so klein und sein Blut, verborgen im Wein“ — „eine eitel heilsame tröstliche Arznei, die Leben gebe, beide an Seele und Leib, denn wo die Seele genesen ist, da ist dem Leibe auch geholfen.“ (Großer Katechismus.)

Wenn aber trotz der kraftvollen Predigt, diesem „allerhöchsten, heiligsten und nötigsten Gottesdienst,“ trotz der

heilwertigen Sakramente, trotz der seelsorgerlichen Zusprache in der Beichte, da Gottes Stimme vom Himmel tönt, dein Glaube wanken will und nicht Kraft gewinnen kann, so gibt Luther ähnlich wie Bernhard von Clairveaux dem zaghaften Mönche aufgab, mit seinem Glauben zu kommunizieren, den kühnen Rat, mit fremden Glauben uns zu trösten. „Es müssen notwendig sein, die da an unsrer Statt glauben, sonst wäre keine christliche Kirche mehr in der Welt und hätte uns Christus vor dem Ende der Welt verlassen.“ (An Melancthon 29. Juni 1530). Die Zugehörigkeit zur Gemeinde der Gläubigen hebt den eigenen Glauben, wie die alten Deutschen mit Ketten sich aneinander banden, so daß die Reihe der Stehenden den Strauchelnden stützte.

Der Glaube aber, der Christum für sich weiß und bekennt und Ihn als seinen Fürbitter und Lossprecher preist und so die fröhliche Rechtfertigung heraufführt, bleibt nicht, wie die Gegner einhalten, ohne Frucht und Gewinn, tatenlos und erträgnisarm, sondern so gewiß Erbgut Zinsgut trägt, so gewiß muß der Glaube im Heiligungsleben sich bewähren, das alle Gebiete gleichmäßig umfaßt, langsam, mühsam, aber um so tiefgründiger und echter in alle Aufgaben und Pflichten, Verbindlichkeiten und Verhältnisse verneuernd, umgestaltend und schöpferisch eindringt. Gerne erinnere ich an die Stelle aus der Predigt über Joh. 14, 18–21: „Nun (nach der Rechtfertigung) ist Christus in mir: ich habe mich sein angenommen und bin in ihn gekrochen, aus der Sünde, Todes und Teufels Gewalt getreten; so erzeugt er sich wieder in mir und spricht: gehe hin, tröste, diene dem Nächsten, sei geduldig. Ich will in dir sein und alles tun. Was du tust, das will ich getan haben. Sei getrost, keck und unverzagt auf mich und siehe, daß du in mir bleibst.“ Die magna charta libertatis Christianae, der evangelischen Christen höchster und edelster Freibrief,

vom Himmel geholt und im Himmel bekräftigt, lautet fortan: „Glaube an den Herrn Jesum Christum und tue die Werke deines Berufs,“ da fällt selbstgemachte Heiligkeit, bei der das Wasser im Munde zusammenläuft — man denke an jenen Unhaltiner Fürsten mit der Bettelkappe in den Gassen Magdeburgs — die Virtuosität der Sittlichkeit, die Erfüllung der „evangelischen Räte und der hohen Belübde,“ die doppelte Sittlichkeit der Armen und der Helden, dieser griechisch-heidnische Gedanke in Staub und Trümmer. „Christliche Vollkommenheit besteht nicht darin, daß ich mich vom Irdischen absondere, sondern der Glaube und echte Gottesfurcht im Herzen ist die Vollkommenheit.“ Alle Menschen, „sie seien in welchem Stande sie wollen, Bauern oder Schneider oder Bäcker, sollen ein jeder in seinem Beruf nach der Vollkommenheit streben und allezeit zunehmen in Gottesfurcht, im Glauben und Liebe gegen den Nächsten und dergleichen geistlichen Gaben“ (Apolog). Nun kommen die ehrsamten Gewerke des Melchior Lotter, des Hanns Lufft, des Hans Sachs und des Meisters Nunnenbeck, die edle Kunst Albrecht Dürers und Lukas Kranachs, die Staatsweisheit der Hans Metzsch und Berlepsch, der Feilitzsch und Rühel, der Brück und Beyer, der Vogel und Schurff, der Maler und Meister, der Ratsherrn und Rechtsprecher, der Kanzler und Vielgelehrten zu ihrer Geltung, und auch der Kriegsmann kann in seligem Stande sterben. Nun erblüht jedwedem Stande seine Ehre und erwächst ihm sein rechtes Ziel. Erdenberuf, dieses echt evangelische Wort, ist das gottgefällige Gefäß, in das man den Heiligungswillen einsetzt, aus dem die Heiligungsgaben erstrahlen: „Da siehe deinen Stand an!“ In solcher Heiligung, da Wort und Wille, Werk und Wesen dem sich zuneigen, von dem sie herkommen, ersteht die Freude am Kreatürlichen, am Frühling und seiner Pracht, am Sommer und seiner Freude, am Herbst und seinem Reichtum, an allem Edlen

und Reinen, das Gott geheiligt hat, damit der Mensch es nicht gemein mache. Hier hat auch der reine, köstliche Humor seine Wurzeln und Stätte, der wie „Silberwolken auf der Himmelsbläue des Glaubens dahinzieht.“

Aus dem Heiligtum der Kirche soll Kunst und Klang nicht verbannt werden wie Karlstadt und Thomas Münzer es wollten, Zwingli und Calvin mit rauher, strenger Hand es ausführten. Wenn Friedrich V., der sog. Winterkönig, streng puritanisch erzogen, als erste Tat in Prag die Entfernung des großen silbernen Hängekreuzes in der Kapelle des Hradschin anordnete, daß es dröhnend auf das Kirchenpflaster fiel und in tausend Stücke zerbrach, haben nicht nur Katholiken das mißbilligt. Lutherische Reformation läßt in dem Frieden des Gotteshauses alles, was nicht wider Gottes Wort läuft und lautet. Nur den mittelalterlichen Lettner, der Priestertum und Laiengebet scheidet, hat sie ausgetan, um des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen willen, doch die „Ordnung eingerichtet und aufgestellt, daß niemand ohne rechte Berufung lehre, den Pfarrherrn mit rechter Ehre ausgerüstet und in sonderliche Würden gesetzt.“ (Vergl. Luthers Lob eines rechten Pfarrherrn, der die Hölle leert und den Himmel füllt).

So bleiben auch die Bilder der Heiligen, daß man an ihnen seinen Glauben stärke und ihr Exempel sich dienen lasse, und mit Fug werden die Bilder St. Christophori „erneut,“ des „heiligen Christoffel, obgleich nie je ein Mann gewesen ist, der also geheißen oder leiblich das getan hat, was man von ihm sagt, sondern der dieselbe Legende oder Fabel gemacht hat, ist ohne Zweifel ein feiner vernünftiger Mann gewesen, der dem Volke vorgemalt hat, wie christliches Leben gerichtet und geschickt sein soll.“ Und wenn das Sakramentshäuschen als himmelanstrebender Dank, der aus den Steinen quillt, wenn das ewige Licht – ich erinnere an die alte von

Luther'sche Stiftung in St. Lorenz zu Nürnberg — als Mahnung an Joh. 8, 12 und 12, 35 gefaßt werden will, warum sollten sie an heiliger Stätte nicht bleiben dürfen? Christ, unser Meister heiligt die Geister: die Reformation schlägt die Kunst nicht nieder, so wenig Rauchs betender Moses bei der Friedenskirche zu Sansouci und Rietschels Pieta, die Reliefs und Apostelgestalten und der ladende Christus in der Frauenkirche zu Kopenhagen den reformatorischen Geist verleugnen. Gerade ein Vergleich zwischen dem Friedensengel Tenerelli's über den Gräbern Friedrich Wilhelms IV. und der Königin Elisabeth mit Rauchs Moses ist lehrreich. — Hat die Reformation nicht die Machtgestalt Pauli geschaffen, „nicht die dürres und mageres Leibes, so eine kleine, geringe Person“ — und gegenüber der leichtfertigen Doré'schen Kunst die heilig ernstern, herben und doch trauten Gestalten der Schnorr'schen Bilderbibel?

Und wenn jemand die Einfachheit des Kultus und der gottesdienstlichen Feier beanstanden wollte, denke er daran, daß die oft ändernde und helfende Zeit an Nebensächlichem nur sich versucht hat. Wollten wir die Pracht der gottesdienstlichen Gewänder wieder zurückführen, wie sie Schweden in seinem Meßkleid jetzt noch hat, und einmal im Jahre in Deutschland etwa der Abt von Lokkum (in Hannover) anlegt? Luther würde nichts dagegen einzuwenden haben, da er launig erklärt, seinetwegen könne einer drei Gewänder übereinander anziehen, wenn es ihm gefalle. — In fränkischen Landen hatten die Geistlichen, wie es in Altwürttemberg noch heutigen Tages gilt, über dem schwarzen Talar das weiße Chorhemd, bis diese Lande dem sparsamen Preußen zufielen, das 1797 wegen der Wäscheunkosten die Alben kurzerhand abschaffte, nachdem Friedrich Wilhelm I. sie schon sechzig Jahre vorher in Berlin verboten hatte. Freilich ist Gewand und Äußeres unserer Gottesdienste bescheiden und einfach, so daß man

wohl darauf achten muß, die Einfachheit nicht zur Unwürdigkeit herabsinken zu lassen: *Domum Domini decet decorari: „dem Gebäu Gottes gebühret Geschmuck.“*

Aber der beste Schmuck bleiben unsere Lieder und die Übung des Bibelwortes. So lange diese höchste Zier und Kleinodien erhalten bleiben, ist unser Gottesdienst rein und reich. Luther ist der Vater des evangelischen Chorals, seines Textes und seiner Weise. Was aus dem Mittelalter und seinen Sequenzen, seinen Texten und Volksgesängen ihm im Herzen und Kopfe ruhte, hat er dankbar benützt. Aber die Originalität seines Liedes hat doch erst das deutsche Kirchenlied geboren, von dem jener Spanier urteilt, es habe die Reformation besser gefördert als viele Predigten es vermochten. Aus der Angst der Sünde und der Furcht des Todes, da hier und dort die Tiefen sich auftaten, auf Höhen der Gnade machtvoll hindurchgerettet, hat Luther alles, was das Herz erschüttert, bewegt, erquickt, Höllentiefen und Himmelsfreuden, Feindesschrecken und Siegesfreude im Lied ausklingen lassen, das gebetet werden kann, erlebt werden muß, gesungen werden will, bis man sein nimmer vergessen kann. Der verlorene Sohn in der Fremde, als welcher der Deutsche so oft in fernen Landen sich zeigt, weiß kein Gebet, keinen Spruch, keinen Klang der Heimatskirche mehr, da trifft ihn die mächtige Melodie: „Ein feste Burg ist unser Gott“ — ja, die kennt er noch, vom Erbe ist noch etwas ihm geblieben. Ich habe vor Jahren in der Domkirche zu Upsala das „Jesajas, dem Propheten das geschah“ vom Stockholmer Kirchenchor mit Zinken und Posaunen, und dann das „Verzage nicht du Häuflein klein,“ das Schwedenlied von Lützen von ihm und der ganzen Festgemeinde singen hören. Das waren Klänge aus der Ewigkeit, fast zu gewaltig für die Zeit, aber wahr und treu genug, um sie vergessen zu machen. Von Luther bis zu Paulus Gerhardt Welch eine edle Schar von

Sängern und Dichtern! Zum Manne des heiligen Sturmes und dem gewaltigen Kämpfen tritt wie in der Stille verklärt der fromme Sänger der Passion, der Herold der Osterbotschaft, der im Kreuze gelassene Dulder. Das Wetter ist verbraust, das Ungestüm verzogen, Tod und Hölle, mit denen Luther noch zu Felde liegt, sind längst überwunden. Die güldene Sonne, voll Freud und Wonne, droben am Himmel, drinnen im Herzen bringt ein erquickendes liebliches Licht. Und wer des Tages Weg und Sorglichkeit dem Herrn befiehlt, sich zufrieden gibt und in dem Gotte seines Lebens stille ist, dem kommt der Abend mit Frieden herbei und hebt die Seele zu den stillen Stätten empor, wo sie nicht nur als Gast einst wohnen soll, um fröhlich von Gottes großem Tun zu singen und frei von allen Dingen in ihrem Erbteile zu ruhen. Keine größeren Gegensätze als Luther und der fromme abgeklärte Sänger von Lübben — Wilhelm Scherer hat in seiner Literaturgeschichte dies fein ausgeführt — wiederum zwischen Nikolai und etwa Tersteegen, Nikolaus Decius und Bellert! Aber das ist Gottes Ehre (Eph. 3, 10), seine vielgestaltige, farbenreiche Herrlichkeit in Einzelheiten zu erzeugen. Anders spiegelt sich die Sonne im abgrundtiefem Bergsee, wenn er im Abendfrieden stille liegt und anders, wenn der Sturm über ihn hinzieht. Im verborgenen Waldquell erglänzt sie anders als in den tausend Tautropfen, die auf der Wiese funkeln. Die Vielgestaltigkeit des Chorals ist die Ehrengabe Gottes in Christo an sein evangelisches Kirchenvolk, das sein Gesangbuch lieben, lesen, beten und singen soll. Die Reform der Gesangbücher — etliche meinen, sie müsse alle fünfzig Jahre eintreten — fördert immer wieder neue Schätze hervor: es ist der unversieglige Quell des Danks und der Anbetung, der Freude am Herrn, die singen und jauchzen, beten und bekennen läßt. Der Choral hat — so darf man kühnlich sagen — unsere großen Meister

der musica sacra auf den Plan gebracht. Zu Prätorius und Haßler, zu Johann Senffl und Krüger kommen die hohen, gewaltigen Helden, Händel und Bach, Mendelssohn-Bartholdy und Brahms. Um den lutherischen Choral ranken sich ihre Kantaten und Oratorien, ihre Klänge und Rhythmen steigen wie Fülle und Kraft von Blättern und Blüten an dem Stamme des Chorals empor. Das „Tochter Zion, freue dich“ am Advent, das „Mein gläubiges Herze frohlocke,“ Weihnachtslied und Passionsmusik, Osterfreude und Pfingstjubel, das Lied „Herzlich lieb hab' ich dich“ – in der Johannespassion Bach's, das: „Nun laßt uns den Leib begraben“ – im deutschen Requiem – Totenklage und Auferstehungspreis: „Gott, ich will dir ein feines Lied singen, ich will's wohl machen auf der Harfe mit Schalle.“

Wenn aber der Choral ehrfürchtig schweigt, tut die Kirche Luthers das Bibelbuch auf, dessen Verdeutschung dreizehn Jahre seines teuren Lebens gefordert hat. Wie baut er den Heiligen Alten Bundes, daß man ihnen durch den Psalter ins Herz sehe (Vorw. zum Psalter), den lieben Propheten allen eine Hütte auf deutscher Erde, die hehrste aber und herrlichste ihrem und seinem Herrn! (Matth. 17, 4). Und zum Dank heben sie an, deutsch zu denken, deutsch zu reden. In seiner Schrift vom Dolmetschen hat es uns Luther an etlichen Beispielen verraten, wie er die liebe Biblia in deutsche Klänge goß. „Du liebe (Kecharitoméne Luk. 1, 25) Maria“ – voll der Gnaden sei undeutsch – du „Goldselige,“ reich an Huld (sal: in Salbuch, das Verzeichnis der Landgüter), gnadenreich. – das Bauerndeutsch, die Volkssprache, der Ton, der vom Herzen her das Herz trifft, das Sprichwort, die bräuchliche Redensart, der Feierklang, der Betspruch, der Kindervers – sie alle müssen beitragen, damit aus den ewigen Hütten unsre Sprache ertöne.

Und Worte, aller Müden Labe,
Die fern des Heilands Lippe sprach,
Die sprach der blonde deutsche Knabe
Im Schoße seiner Mutter nach —

singt Felix Dahn im Lobe der deutschen Sprache. Andere stammelten, er redete, sprachbeherrschend, sprachverneuend, ein König der Worte, karg, knapp, kurz, dann wieder überströmend, auch in den — nachweislichen — Fehlern der Übersetzung inspiriert, wie Löhse einmal sagt. So hat er uns die Bibel in die Hand, ans Herz gelegt. Sie ist von Gottes Herzen gegangen, hat Luther das Herz gewonnen und gerührt. Und so oft wir sie aufschlagen und von ihrem Wohlklang der Sprache so wenig uns trennen können als von dem heiligen und seligen Gottesgeiste in ihr, danken wir dem Vater aller Geister für diese Großtat Martin Luthers, der uns das Herz weich und die Sprache so froh gemacht hat. Man nehme aus dem Sprachgut der Deutschen den Bibelschatz, aus seiner Redeweise das Luthersalz — und man müßte das bekannte Urteil des Abenteurers in Lessings Minna von Barnhelm über sie fällen! „Luther, deutscher Sprachverbesserer“ heißt es, wenig deutsch, im Katalog der Walhalla, in die er spät genug seinen Einzug gehalten hat. Nein, Neuschöpfer der deutschen Sprache. Pectus facit disertus, sagt der alte Lehrer. Weil sein Herz so froh der Gnade und des Reichthums in Lob überging, darum hat er so zu uns geredet und im Glauben redet er noch, wiewohl er gestorben ist (Hebr. 11, 4). Über das offene Bibelbuch, an die Seite des hehren Gottesgartens, „voll Blust und Lieblichkeit“ stellt er die „Laienbiblia,“ den Garten für Kinder und Schüler, den kleinen Katechismus, dessen Lob nicht nur Theologen, sondern Meister der Geschichte und des Stils, Ranke und Wackernagel, Dichter und Denker singen und nur der Unverstand, der nicht denken will und die Überklugheit, die nimmer denken

kann, gröblich verringern. Sein größtes Lob aber bleibt, daß man ihn beten kann mit Kranken und Sterbenden, die Auslegung des 2. Artikels, der 5. Bitte, bis in der letzten Stunde das „mit Gnaden aus diesem Jammertal zu dir in den Himmel!“ die müde Seele heimwärts geleitet, welche Er zum Frieden erlöst hat. Ein Lehrbuch, das man beten, ein Betbuch, das man lernen, ein Volksbuch, das man nie ausgründen kann von Beistlichem und Weltlichem, von Geschichte und Dichtung erläutert – das ist Luthers kleiner Katechismus. „Selig die Hände, die dieses Buch geschrieben haben.“

Darum haben wir Luther lieb, weil er so viel in die Kirche gestiftet und das Gotteshaus heimlich gemacht hat, weil er die Schule weihte und das Haus schmückte, das Vaterland lieb und sein Gesetz und Brauch wert machte. Er hat seinem Volk in Jahrzehnten gegeben, was Jahrhunderte ihm versagt hatten, hat es beichten gelehrt und zur Gnade geführt, die Sünde ernst, aber die Gnade viel größer und trauter gepredigt, das liebe heilige Kreuz ihm als köstliche Reliquie verehrt und die Hoffarbe des Kreuzes in lichte Freude verklärt.

Wo die Sonne so reich und herrlich leuchtet, muß der Schatten sein, um ihren Glanz erst recht erkennen zu lassen, Heroen der Gnaden müssen Schwächen haben, damit sie sich nicht überheben. Wir kennen keinen heiligen Luther, keinen fünfzehnten Nothelfer, obgleich er uns, mit Dürer zu reden, aus großer Not geholfen hat und sein Leben größer, edler, frömmere war, als das „manches stolzen Heiligen.“ Wir wissen von seiner ungestümen Heftigkeit – und doch hatte er keinen persönlichen Feind –, wir wenden uns mit Unlust von mancher derben, ja unzarten Wendung, aber zweideutige Schlüpfrigkeiten und eindeutige Zoten, wie bei Enea Silvio, dem späteren Pius II., finden wir nicht bei ihm. Er ist manchmal zu gewaltig, ja vermessen. Aber er ist nie hochfächtig, sondern von Herzen demütig.

„Wir sind Bettler, das ist wahr.“ Dies sein letztes Bekenntnis am Ende seiner Arbeit, die so viele reich machte! Ja, Carlyle hat Recht: Großer Mann, so gar nicht darauf es anlegend, groß zu sein. Himmelanstiegendes Waldgebirge, aber in seinen Tälern liebliche Auen und Blumen.

1617 hat der Archidiakonus zu Eilenburg im Sächsischen, Martin Rinckart von seinen Schülern eine „Komödie“ aufführen lassen: *Eques Islebiensis*. Wir kennen diesen Ritter von Eisleben ohne Furcht und Tadel, mit der Helmzier der Hoffnung und dem Sturmhelm der Getrostheit, mit dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Geistes, wir sehen ihn getrosteten und gelassenen Mutes mit dem Untier streiten, dem Teufel widersagen, den Tod verachten. Zu seinen Füßen liegen seine Feinde, er aber lenkt der Burg der Väter zu: O Ehrenburg, sei nun begrüßet mir! Aus dem Stolze des Protestanten auf seinen geistlichen Vater, aus der Freude des Lutheraners an seinem treuesten Freund, aus dem Danke des evangelischen Christen für den Glaubensgewinn, den die Reformation bedeutet und täglich verbürgt, lieben wir unsern Luther trotz seiner Schwächen, die Gott längst von ihm abgetan hat.

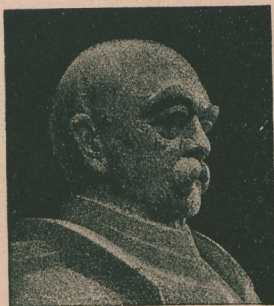
Aber wir kennen die Mahnung des apostolischen Briefes (Hebr. 13,7), in der Betrachtung der Lebensbilder apostolischer Väter nicht zu schwelgen und tatenlos zu ruhen, sondern ihrer Glaubensarbeit nachzufolgen. Nur durch Arbeit wird Arbeit geehrt.

1917 steigt langsam herauf. Man schmückt das stille Grab dort unter der Erzplatte in der Wittenberger Kirche, man umkränzt seine Bilder und Monumente. Aber man vergesse nicht, zu bitten, daß sein Geist als Doppelerbe auf uns niedersteige, der einfache, wahre, lautere, fromme Geist, der von sich nichts, alles von Christo hat, hält, bewahrt. Glaubte an das Evangelium, braucht das Licht

(Joh. 12, 36), dieweil ihrs habt – mahnt er uns. Und wir antworten: Ich glaube an Jesum Christum, meinen Herrn, – der mein Wissen, mein Können, mein Alles ist, bis ich Ihn schaue und Ihm danken kann, in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Das ist gewißlich wahr.



Bismarck und das deutsche Gemüt.



Von Oberkonsistorial-Präsident D. Dr. von Bezzel.



Es war am letzten Sonntag (31.) des Juli 1898, als Bauern von der Hesselberger Gegend, welche von Ansbach zu Fuß nach meinem damaligen Berufsort gegangen waren, mir berichteten, sie hätten in Ansbach einen Anschlag gelesen, daß in der Nacht der Fürst Bismarck gestorben sei. Und ein Bauer fügte die Worte hinzu: Jetzt meint man schon, die Welt müsse bald untergehen. Dies fiel mir wieder ein, als ich in Schmollers jüngsten Aufsätzen über den Fürsten die Äußerung des schwäbischen Bauersmannes nach dem Tode Friedrich des Großen las: Wer wird nun noch die Welt regieren?

Es wäre nicht unrichtig, wenn zwischen den beiden Männern, dem größten Fürsten und dem größten Staatsmanne Deutschlands ein Vergleich durchgeführt würde. Beide nennt das Volk, das mehr aus der Unmittelbarkeit der Empfindung und aus der unbewußten Klarheit des Gefühls als aus langer Überlegung und mit eingehender Begründung urteilt, die „Großen“. Der König hatte gleich nach seiner Thronbesteigung 1740 aus dem Kirchengebete die Worte „Segne den König, unseren Herrn“ tilgen und an ihre Stelle setzen lassen, ähnlich wie sein Nachfolger Friedrich III.: „Segne den König, deinen Knecht“! Bismarck wollte nichts anderes sein, als ein „treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelm I.“, wie die von ihm gewählte Grabinschrift bekundet.

Die großen sozialen Gesetze von 1878–1890, in denen die Krankheits-, Unfall- und Altersansprüche der Arbeiter geregelt wurden, damit nicht mühsam als Almosen erbettelt werden müsse, was als Recht angesprochen werden kann

die Befehle über Arbeiterschutz und Kinderarbeit, die Schaffung von Arbeiterkammern haben in den Maßnahmen des Königs Friedrich des Großen ihre erste Vordeutung. „Quand je serai roi, je serai un vrai roi des gueux“, ein echter und rechter König der Armenleute. „Ich bin niemals froher, und ist mir nie wohler, als wann ich einem armen Manne kann lassen ein Haus bauen“.

„Es ist nicht notwendig, daß ich lebe. Aber es ist nötig, daß ich arbeite. Denn mein Leben gehört meinem Volke“. Berühmte Worte des großen Königs, die in der unfreiwilligen Mußezeit des Reichskanzlers ihr Gegenstück finden: „Wie schwer ist es, wenn man am Morgen meint, man habe seine Pflicht für den Tag erfüllt, wenn man die Uhr aufgezogen hat“. Wenn vordem der Fürst nicht gewußt hatte, wie er den Forderungen des Tages gerecht werden sollte, so wußte er jetzt kaum, wie der Tag ihm anderes als eine Last von Geschäftslosigkeit bringen müsse.

Über den Vergleich im einzelnen auszuführen ist weder möglich noch ganz gut. Schließlich schafft Gott doch jedes einzelne Leben und gestaltet es zu und in der Eigenart, die als solche genommen und gewürdigt werden will und mit jeder andern nur die Berührungen aus der allgemeinen Menschennatur und deren Bedingungen, nicht aus eben der Einzelgeschichte hat. —

Ich will hier nicht den Staatsmann zeichnen, der nach seinen eigenen Worten Deutschland in den Sattel gesetzt und es reiten gelehrt, den Traum der Edelsten und Besten unseres Volkes, der Jahrhunderte beherrschte, zur Erfüllung brachte und ein Deutsches Reich schuf, ganz im Gegensatz zu jenem, das weder heilig noch römisch noch deutsch war, der die Grenzen deutschen Landes enger zog, nicht um es arm, sondern um es echt zu machen und die stolze Rede des alten Metternich, daß man zuerst eine Sache wohlfeil machen, dann wegschaffen könne, mit „Blut

und Eisen" zurückwies. Das Jahr 1866 hat kommen müssen, um 1870 und 1914 heraufzuführen.

Auch den Diplomaten kann ich nicht schildern, an dessen Lippen die Augen Europas hingen. Wenn man vordem ängstlich auf die Neujahrsansprachen im Elysee lauschte, ob Friede sei, was Napoleon III. sagte oder ob es Krieg bedeute, so hat nach den Maitagen des Jahres 1871 die Welt auf die Worte des Kanzlers gelauscht, der im Gegensatz zu jenem französischen Diplomaten die Sprache nicht die Gedanken verbergen, sondern aussprechen ließ, und wegen seiner Wahrhaftigkeit nicht Glauben fand. Thukydides, der griechische Geschichtsschreiber, sagt von dem Athener Themistokles, er habe in kürzester Zeit immer das Nötigste gedacht, gesagt, getan. Und das sei dann ausreichend gewesen. Was die zwanzig Jahre Bismarckscher Politik nicht Preußen allein, nicht einmal dem Deutschen Reiche allein, sondern der gesamten Welt gebracht haben, also daß es von ihm bei seinem Tode heißen konnte: „Er ward geboren in Preußen, er starb in Deutschland, er ward betrauert in der Welt“, — das hat erst die Folgezeit erwiesen, in der unser Urteil warb, nicht umworben ward, Liebe suchte und nicht Furcht erzwang, Freundschaften beehrte, wo starkes Übergewicht Geltung sich hätte erzwingen müssen.

Ja, wenn einer den Feldherrn Bismarck zeichnen wollte, der mit strategischem Tiefblick bei Königgrätz die Lage der Dinge an der Ruhe Moltkes kennen lernte, mit der er von zwei Zigarren die bessere sich auswählte, trotz aller Abneigung der „Halbgötter“ oft kernige Worte in die Kriegsberatungen hineinwarf und durch die Rede für den Militäretat, für das Septennat (Rede vom 3. Februar 1888) Unüberbietbares für die deutsche Schlagfertigkeit und die Waffentüchtigkeit unseres Heeres tat, — so würde er das Urteil Kaiser Friedrich III. für sich haben, der am 25. März 1888 schrieb: „Wo es galt, das Wohl

des Heeres zu vervollkommen, fehlten Sie nimmer. So-
viel dankt Ihnen das Heer für erlangte Segnungen.“
Mehr als Kuriosum sei angeführt, daß der Arzt, der Jahre
lang die Lebensweise des Fürsten regelte und ihn so der
Welt erhalten durfte, eine Broschüre über Bismarck als
Arzt schreiben wollte.

Von dem allen sei hier nicht die Rede. Aber wenn
es wahr ist, daß die größten Leistungen in der Ruhe des
Hauses, im Stilleben, das sich sammeln kann, ehe es zum
vollen tatenreichen Leben erstarkt, heranreifen, so sei es
erlaubt, das Innenleben des Fürsten hier zu schildern,
das immer wieder neue Seiten aufweist und uns seiner
nicht nur mit dem Stolze gedenken läßt: Solch ein Mann
war unser, sondern auch mit der dankbaren Freude, daß
er so ganz unser war, ein evangelischer Christ, der durch
Gnade etwas werden und aus Gnaden etwas sein wollte,
ein kerndeutscher Mann, der die Eigenart seines Volkes
in sich verkörperte und darum von ihm als Vollendetheit
des Eigenwesens jauchzend begrüßt ward. Jener kluge
Franzose hatte gut gesagt (1890): „Bismarck ist nicht
mehr Ministerpräsident, nicht mehr auswärtiger Minister,
auch nicht mehr Kanzler des Deutschen Reiches, er ist nur
noch Herr von Bismarck. Aber wahrhaftig, das ist noch
etwas.“

Das Land, aus dem der große Mann stammte, gab
ihm die eigenwillige trohige Bodenbeständigkeit mit, die
lieber sich zerbrechen als sich biegen läßt und in der Be-
hauptung des Erworbenen und Erkämpften sich eher noch
genug tut als in neuen Siegen. Ein alter Chronist nennt
das niedersächsische Volk dort am linken Elbeufer eine
gens robustissima, eine starke, urkräftige Sippe. Ein
Urahn, Patrizier in Stendal hatte dem Markgrafen das
Recht der Münze abgerungen. Ein anderer war unter
den hartnäckigen streitbaren Begnern der Hohenzollern,
die „aus purem Neide“ den Bismarcks ihre weiten Forsten

und schönen Jagden abrangen. Und noch im Jahre 1722 warnt Friedrich Wilhelm I., der große Realpolitiker und wehrhafte König „seinen lieben Sukzessor“ vor den schlimmsten Adeligen, den Arnims, Schulenburgs und Bismarcks, denen man „den Kitzel der Opposition gegen ihren Landesherrn“ austreiben müsse. Im späteren Zeitverlaufe freilich haben der Urgroßvater, der Großvater und der Vater des Fürsten ihre Vasallentreue ernstlich bewährt. Aber selbständig und selbstwillig sind sie geblieben. „Das Wegkraut sie sollen lassen stah'n; hüt dich, Jung, sind Nesseln dran“, so deutete sich das alte Wappen des Geschlechts mit freudigem Mute.

Am 1. April 1815 ist Otto Leopold von Bismarck geboren, eines humorvollen und kernhaften Vaters Sohn, der ihm die kühn zugreifende Energie übererbte. — „Wenn einer drunten auf der Straße den Fuß bricht, wird Ludwig Berlach über die Ungewißheit des Menschenloses weise Betrachtungen anstellen, Radowiz die besten Mittel zur Hilfe und Heilung angeben, und ich werde hinunterspringen, um den Verunglückten aufzuheben“, so Bismarck im Gespräch mit Friedrich Wilhelm IV. — Anders geartet war die Mutter Minna, geb. Menken, reich begabt, phantasievoll, schwärmerisch. Der elastische Zug im Charakter des Fürsten, die Anlehnungsbedürftigkeit, die dem Gewaltigen so eigen stand, die bestrickende Anmut und Artigkeit in Wort und Bewegung hat wohl das mütterliche Erbteil gebildet. Und die schwere, große Zeit von Anno 1813, der Sieg von Waterloo, die ersten Strahlen eines freien Preußens, eines einigen Deutschlands beglänzten und bestimmten die Anfänge eines Lebens, das ganz der Größe seines Landes geweiht war.

Das Joch einer entbehrungsreichen Jugend stärkte die weiche Seele des Knaben und die Entsayungen, die das Unvermögen der geliebten Eltern nicht nur auferlegte, sondern mittrug, haben das größte Heimweh wachgerufen,

das den Fürsten bis ins Alter begleitete, das Verlangen nach beschaulicher Stille und enger Beschränkung, die in die Tiefe den Eindrücken nachgeht, nicht in die Weite sie vergeudet und in der Nähe vergißt. Wo Liebe zur heimatlichen Scholle, die ein karges Leben freundlich getragen hat, zu Berg und Thal, den Stätten der kindlichen Spiele und erwartungsvollen Freuden, Wurzel schlägt, da kehrt die ernste, hingebende, ins Einzelne sich versenkende Liebe zur Natur ein, zu dem großen Gottesparadiese, in dem trotz aller Schäden und Schatten noch Kindheitsfreude und Jugendglück, aus ewig treuen Händen gespendet, lebt und blüht, zu dem familienhaften Gottesleben, das eine weislich ordnende Treue Jahr um Jahr verneut, damit an ihr der müde Mensch im Genuß des Gegenwärtigen und in hoffender Borahnung des Zukünftigen genese. Wie im Plamann'schen Institute, in das der Knabe, dem ein Hauslehrer nicht gehalten werden konnte, allzufrüh verbracht ward, mitten im Häusermeer des „großen“ Berlin seine Sehnsucht nach Wald und Seen der Heimat ging, so hat später aus dem Zwang und Drang der lästigen Geschäfte der Mann sich in die Natur geflüchtet, die zu schildern, zu loben und zu rühmen er nicht müde ward. Nicht nur die Herrlichkeit der Pyrenäen und des Meeres bei Biarritz, die wunderbaren Farbentöne der ungarischen Ebene, zu der die blauen Berge hinabgrüßen, die unvergeßliche Eigenart des russischen Winters und die sieghafte Pracht des Frühlings in der Steppe weiß Bismarck in immer neuen Worten zu beschreiben und auszumalen, sondern auch die Anspruchslosigkeit des Heimatswaldes mit seinen alten Eichen, mit der Sabbathstille und dem tiefen Frieden lobt er gerne, wie einer, der alter Freunde treulich gedenkt. Wenn einmal deutsche Lesebücher wieder geschaffen werden nach Bäckernagels und Masius' Art, werden Bismarcks Naturschilderungen in sie aufgenommen werden, nicht schillernde Prachtstücke in Stifters Weise, sondern wirkungs-

voll in ihrer Schlichtheit und durch ihre Innerlichkeit zu den schönsten Proben deutscher Gemütsstiefe zu rechnen.

Auf die Jugend greift der Mann gerne zurück, dem die Erinnerung auch den schweren Tag verklärt. Wie die Mutter zum Feste sich rüstet und der Vater zur Winterszeit auf die Jagd auszieht, wie in Berlin die treue Magd des Hauses all die Eierkuchen, auf die spät heimkehrenden Brüder scheltend, verloren gibt, wie wenig das Lernen nach der Schablone gefiel und wie erst Karl Eduard Bonell, der Lehrer auch seiner Söhne, der Rektor des Gymnasiums zum Brauen Kloster, in dessen Hause er als gerne Gesehener, allen lieber Jögling weilte, ihn für Studien begeistern konnte, das kehrt in den Gesprächen des Alters wieder. Das Alter, sagt Bengel, schreibt gerne Personalien. Und in den Tischreden des Fürsten spielen diese Personalien gerne in die ernstesten Probleme hinein. Über allem Gewölke am politischen Himmel zieht lächelnd und leuchtend der Humor wie in Silberwolken dahin. Der Humor ist nicht der neckende, noch weniger der verletzende Witz, sondern das frohe Behagen, in dem das Bild zur Wirklichkeit und diese zum freundlichen Bilde wird. Es ist das selbst sich lösende Behagen am Scherze, der das Kleine ins Große zu erheben liebt und das Große am Unscheinbaren verständlich macht, der wohl tut, indem er verletzt, weil mit der Wehtat der Balsam gegeben ist. Wir sehen tief durch das helle, weltfrohe Auge, das auch den Blick ins Innere verstattet, in eine Welt von Gemüt und stillem Frieden, den die Stürme berühren und erschüttern, aber nicht entführen können. Und durch die „Lust am Fabulieren“, die der phantasievollen Mutter eigen war, hat der Sohn die wunderbare Gabe der Kleinmalerei gerade bei Schilderung von Erlebnissen und Vorgängen erhalten; wir lesen nicht, sondern wir erleben mit, nehmen Partei, werden dazu gezwungen und ruhen doch wieder in der geruhssamen Zuversicht aus, daß alles ja

schon vollendet ist und nicht mehr erst zu Ende geführt werden muß.

Wenn die Universitätsjahre, die den jungen Stürmer und Dränger durch frohe Lust und ernste Besinnlichkeit führten, weniger in die Ordnungen und Geseze des akademischen Lebens und Lernens, als in die große Schule, da man Menschen sucht und an ihnen sich erzieht, wiesen und die nächsten Jahre sich anließen, als wollten sie die gärende, brausende Kraft — wie oft denkt man an Carlyles Wort über den alten Dessauer, eine „wahre Windsbraut von einem Menschen“ —, die überschäumende Gabe des Willens, dem der seiner würdige Gegenstand der Betätigung gebriecht, in enge Grenzen dämmen und versickern und verrinnen lassen, was stromgleich segnend und befruchtend, umschaffend und erneuernd wirken wollte und sollte, so hat die am 12. Januar 1847 erfolgte Vermählung mit Johanna von Puttkamer die Wendung im Leben des Mannes heraufgeführt, die sein Gott für ihn brauchte. Die „getraute Treue“, welche unser Volk als die beste rühmt, da des Mannes Herz sich auf das Weib verlassen kann, das gibt, indem es leidet und nie leidet, wenn es gibt, hat Bismarck vor der selbstverzehrenden, unnützen Überhaßt gerettet, die einen Mirabeau früh verbrauchte und vor der öden Alltäglichkeit bewahrt, in die das Landleben ihn vielleicht geführt hätte, wo die edelste Kraft an die kleinlichen Sorgen als Tat und an die großen Fragen nur als Kritik sich hätte geben müssen. An Heinrich Sybel, dem Geschichtschreiber des neuen deutschen Kaisertums wird gerügt, er habe „aus dem edlen Königstiger eine zahme Hauskatze“ gemacht, weil er aus Bismarcks Lebensbild das Übermäßige, das Titanenhafte austilgte. Die Gemahlin Bismarcks hat das Naturell ihres großen Gatten wirken und walten lassen und eben weiter nichts anderes sein wollen, als die Gehilfin um ihn, die Sorgen- und Zornesfalten glättet und wie ein linder Gotteshauch den

Beliebten umgibt, hat es geheiligt und gewürdigt. Durch Frauenpolitik aufs empfindlichste verwundet, die in der „Reichsglocke“ unseligen Angedenkens, in Harry Arnims bösen Veröffentlichungen, in manchem geschickten Schachzuge das Große aufhielt und durch Kunst über das Genie siegen wollte, wußte Bismarck in seinem Hause sich von solchen Einflüssen und Einwirkungen frei. Johanna Bismarck war froh, dem gewaltigen Manne etwas zu sein — wie viel sie ihm war, hat er ihr öfter gesagt, als sie selbst es erkannte — ihm das Haus wohnlich und die Ruhe von aller Unrast begehrenswert zu machen. Sie hat die Wahrheit des Dichterwortes darum auch bestätigen dürfen: Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt. Und wenn wir kein Vermächtnis seiner Liebe zu ihr hätten als den weltberühmten Brief vom 2. September 1870, in dem Napoleons Sturz und Leid so menschlich schlicht der Befährtin erzählt wird, so wüßten wir genug, — daß das Beste im Leben für den Fürsten das Weib seiner Jugend war. Nicht ansehnlich und anziehend, auch nicht durch Geist blendend, war sie die echte deutsche Haus-, die fromme Ehefrau, zu deren Erlangung der durch manchen Zweifel und religiöse Kämpfe hindurchgegangene Mann ein Glaubensexamen hatte ablegen müssen, das die Brauteltern den besten Grund des Glaubenswollens erkennen ließ. Durch 47 Jahre, durch gute und böse Tage, durch die Todesangst um den von Mörderhand und Kriegsschrecken gefährdeten Gemahl, durch viele Kummernisse, die schonungslosen Angriffe, welche den machtvoll im Amte Waltenden, und durch die undankbaren, verbissenen Schmähungen, welche den zur Ruhe Besetzten verfolgten, hat Johanna das Beste erzeugt, was ein Mensch dem andern geben kann, Treue und standhafte Liebe und das Größte dafür geerntet, rückhaltloses Vertrauen. Wie der Hirtenknabe die Schwermut und den Zorn von der Stirne des Königs durch sein Harfenspiel

scheuchte, vermochte die edle Hausmusik, die von der Fürstin und ihren Freundinnen Jakob gepflegt ward, den Fürsten zu erquickern. Auf ihn und seine Fragen hörte sie, seine Klagen und deren Grund waren ihr ganz bewußt, sein Können und Vermögen drückte sie nicht darnieder, sondern hob sie zu freudiger Zuversicht. Immer wieder klingt es durch die Briefe, wie dankerfüllt der Gemahl für das sonnige Leben und das mit Kindern geschmückte Haus ist. Als in ihren letzten Tagen die Fürstin ihrem Gemahle ihr Bild zeigte, das den Fortschritt des Leidens allzu deutlich bewies, konnte er es nicht über sich gewinnen, ihr die Wahrheit dieses Bildes zuzugestehen. Die weise Rose aber, die bei der Beerdigungsfeier der Fürst an sich nahm, als er für sich ging, war das Sinnbild ihrer klaren, zarten Liebe, des Adels ihrer Seele, der Lauterkeit ihres Sinnes.

Neben der Gemahlin aber hat nur noch ein weibliches Wesen, seiner Art vielleicht noch näher verwandt, Einfluß auf Bismarck gewonnen und behalten, seine Schwester Malwine Arnim, die er bald mit „teure Kleine“ und „Madam“, bald „teuerste Kreusa“, „liebe Arnimin“ in den köstlichen Briefen anredet, die wichtige und kleinliche Dinge, politische Fragen und ländliche Sorgen in buntem Wechsel besprechen.

Der Brief vom 16. Januar 1847, in dem er seine Verlobung anzeigt, ist eine Perle von Humor. „Reinfeld (der Wohnort der Braut) liegt hier dicht bei Polen . . . man hört die Wölfe und die Kassuben allnächtlich heulen und in diesem und in den sechs nächsten Kreisen wohnen achthundert Menschen auf der Quadratmeile; Polis spoken here. Ein sehr freundlich Ländchen.“ Mit der Schwester tauscht er die Jugenderinnerungen am liebsten aus, sie geht auf seine Gedanken gerne ein und weiß die häusliche Zufriedenheit des Bruders zu schätzen und zu schützen. Die harte Jugend hat Bismarck zum fürsorglichen und

zärtlichen Vater gemacht. Seine Kinder sollten es besser haben, als er's hatte. Sie haben ihre Hauslehrer, ihre sorgenlose und sonnige Kindheit in der wohligen Nähe der Elternliebe; sie genießen vom Vater fast noch zärtlichere Fürsorge als von der Mutter. Den ihm innerlich am meisten gleichenden Sohn Herbert, bei dessen Vermählung in Wien (mit Gräfin Honos) der Fürst durch den „Uriasbrief“ seines Nachfolgers die schwerste Kränkung erlitten hatte, schätzte er wegen seiner Pünktlichkeit und Arbeitsamkeit besonders hoch und fragte wohl scherzend, was aus ihm geworden wäre, wenn er solchen Fleiß gezeigt hätte! Daß sein Schwiegersohn Ranzau die aussichtsreiche Laufbahn verließ, um mit den Seinen dem alternden Großvater nahe zu sein, rechnete er ihm hoch an.

Wie die Seinen ihn liebend umgaben, damit das Haus ersehe, was Amt und Staat vorenthielten, hat der Fürst seinen „Gedanken und Erinnerungen“ anvertraut, deren Entstehung die Welt der Treuesten einem, Lothar Bucher († 12. Oktober 1892 bei Montreux) verdankt.

Am 27. April 1849 von seinem großen Freunde zum erstenmale angeredet — es war nach der Kammerauflösung wegen Aufhebung des Belagerungszustandes — erklärte Bucher, daß er (wie der bedeutendere Karl Schurz) „über das Wasser den Verfolgungen entgehen wolle.“ 1864 kehrte er ins alte Vaterland zurück und ward Bismarcks rechte Hand, der nicht nur für ihn, sondern auch mit ihm arbeitete, im Gegensatz zu der „politischen Häckselmaschine Abecken“, der redigierte und feilte, was ihm gegeben ward. Die Beziehungen Bismarcks und Buchers wurden, sagt Heinrich von Poschinger, immer mehr gemüthlicher und freundschaftlicher Natur. Und als der Größere in die Verbannung ging, folgte ihm der Mann, in dem der Fürst seinen „selbstlosesten Freund“, *dimidium suae vitae*, die Hälfte des Lebens verloren zu haben beklagt. Schweigsam, geduldig, aufopfernd, dem Manne, der Geschichte ge-

macht hat, wie wenige, ganz ergeben, seines Beistes kundig, hat keiner besser vermocht, was der Fürst in mittheilsamen Stunden ihm anvertraute, zu fassen, zu formen und festzuhalten.

Die Arbeit zweier Jahre, äußerlich besehen undankbar und mühereich, durch die Gewalt des Empfangenen reich und groß, liegt jetzt vor uns, nicht als Geschichtsquelle untrüglicher Art, sondern als Denkschrift aus Erlebtem, Erfahrenem, Erlittenem und Erstrittenem. Der Mann der That schreibt sich und für sich. Es ist eine apologia, eine Verteidigungsschrift für sich selbst, will nicht objektiv, kann nicht unparteiisch sein, aber wahr durch und durch, soweit Menschenmaß an Wahrheit reicht und verlässlich, wenn man in Erwägung nimmt, daß Zwergenhaftes und sein Recht dem Auge des Gewaltigen leicht entschwindet, der kaum imstande ist, weil er über sich niemand weiß, die neben sich gerecht einschätzen. —

Viele Memoiren besitzt unsere Literatur. Was Bücher ihr schenkte, ist fürderhin unerreichbar. Denn von wem es handelt, derselbige hat seine Maßstäbe nötig, die er als Mensch in sich hat: Der Mensch war das Maß aller Dinge.

Bismarcks Freunde! Wenn der heidnische Denker melancholisch klagt: „O Freunde, es gibt keinen Freund“, so meint er das von der einsamen Höhe philosophischer Selbstzufriedenheit, die in sich und an sich genug hat. Aber der Christ kennt die Notwendigkeit der Ergänzung und die Pflicht der Erziehung, da einer des andern Bewissen ist. Der Große braucht mehr Freunde und findet ihrer weniger als der des Empfangens mehr Bedürftige. Ein reges Leben der Freundschaft im Austausch von Erlebnis und Erfahrung, von Problemen und Lösungen steht dem werdenden besser an und geht ihm leichter ein als dem gewordenen. Denn der werdende ist immer dankbar, während der gewordenen oder der es zu sein wähnt,

verpflichten will. Auf der Höhe des Lebens gewinnt der Mann selten mehr Freunde, es beginnen die Jahre der Involution, wie sie unsere Alten nannten, denn „der Mensch gehet dahin, wo er ewig bleibt“, zieht sich auf sein Innenleben zurück und wird karg und spröde. Aber die in der mittheilsfrohen und leicht sich erschließenden, gerne sich anschließenden Jugend gewordenen Freundschaftsbündnisse, wie sie Hochschule und gemeinsame Lernarbeit, gleicher Dienst erwecken, bleiben, je älter ihre Träger werden und retten ein Stück Jugendglanz und -Größe in das freudlosere Alter und seine Beschaulichkeit. Ja, ihre Fortdauer ist die Probe auf die Echtheit und der Erweis, daß sie wert waren, geschlossen zu werden und zu bleiben.

Der Amerikaner Lothrop Motley, den er einst im Studentenkorps der Hannoveraner kennen und lieben gelernt hatte — mit ihm oder mit seinem Freunde Coffin hatte er die berühmte Wette eingegangen, daß Deutschland in zwanzig Jahren einig sein werde! — blieb der treue Jugendfreund, dem der Fürst schrieb (24. 6. 1864), „er werde Zeit für ihn und alte Zeiten finden, die Unionsflagge solle über dem Hause wehen und das Gespräch und der Wein solle Verdammnis über den (amerikanischen) Rebellen ausströmen.“ Ihm schickt er auf die Bitte um Bilder „zwei melancholische Zivilisten und einen fetten melancholischen Herrn, der durch alle Plage gar nicht bekümmert scheint“. Mit ihm will er streiten, ob Byron und Goethe miteinander in Vergleich zu stellen sind und beschwört ihn, zu kommen, da er sonst krank vor Sehnsucht werde, und „das müßte dann die übelsten Wirkungen auf die gesamte Politik haben.“ Der Brief Motleys an seine Gemahlin (25. Juli 1872) hat dem Freunde das schönste Denkmal gesetzt: „Ganz gewiß lebte nie ein Sterblicher, der so unaffektiert war und auch kein genialerer.“ Anders ist die Freundschaft mit Roon beschaffen. — Es ist die Freundschaft, die nie genießen, sondern schwer

arbeiten will. Edler vielleicht ist die neidlose Anerkennung, die der frühere Ministerpräsident seinem Nachfolger spendet: „Ihn, Bismarck, krank wissen, heißt die Schlacht von Kollin (gegen Oesterreich) zum zweiten Male verlieren, denn er habe an Sicherheit, Umsicht, geordneter Tätigkeit, Klarheit gewonnen.“ Ihm schreibt er mehrmals und warnend, er solle seiner extravaganten Natur die Lebensführung eines ehrsamem deutschen Hausvaters aufnötigen. Roon wußte trotz mancher Unstimmigkeiten, die nur kleine Leute auseinander bringen, große zu ernster Prüfung bestimmen, genug von der von Jugendheimweh getragenen Freundschaft, die jener bewahren werde. Mehr kann der Fürst nicht von dem Freunde sagen, als daß dem König gegenüber der Beistand der Autorität Roons gar nicht zu ersetzen sei, da „niemand so viel Salz mit dem Herrn gegessen habe.“ Die drei Männer, der Jugendfreundschaft, der Arbeitsgemeinschaft, der Anhänglichkeit zu verdankende Freunde sind bis zuletzt dem Kanzler geblieben, während andere, ein Ludwig von Gerlach, ein Kleist Rehow von ihm, aus Überzeugung, die auch am Gegner zu achten ist, zurücktraten, andere zu Feinden wurden, die den in Ungnade Befallenen wie einen Pestkranken mieden.

Über der leuchtendste Edelstein in dem reichen Kranze der Gaben und Ehren in dem Leben des Kanzlers ist zugleich der wahrhaft deutsche, den unsere Dichter wie keinen anderen besungen haben und unsere Geschichte in tausendfachem Glanze ausstrahlen läßt, die Treue des Untertanen gegen den angestammten Herrn. Zwei Brüder aus dem Hohenzollernhause haben um die Treue des Edelmanns geworben, erlangt haben sie beide, aber nur einer mit der ganzen freudigen Selbstverständigkeit der dienenden, dankbaren, Leib und Leben zu Willen stellenden Eifrigkeit. Friedrich Wilhelm IV., den David Friedrich Strauß den Romantiker auf dem Throne nannte, der reichstbegabte und unglücklichste Fürst aus Hohenzollernstamm,

voll edelster Pläne, denen er die Ausreifung nicht gömte, bezaubernd in Wesen und Rede, verschwenderisch in großen Gedanken, an denen er sich berauschte, hat frühzeitig den ihm nach Höhe und Tiefe ebenbürtigen, an Standhaftigkeit und Ausdauer des unermüdlischen Willens weit überlegenen Geist erkannt und an sich gezogen. Ihm vertraute er sich und sein Urteil an, von dem Ermessen Bismarcks erholte er sich das Urteil über Volk und Kammer, über Minister und Berater der Krone. Der Mann, der im Lieblingsgarten zu Sans-Souci dem verzagten Könige zusprach, er müsse mehr Mut haben, so daß die Königin Elisabeth, zeit ihres Lebens die Gegnerin Bismarcks, erzürnt herbeieilte, ob man so mit dem Könige sprechen dürfe, war zugleich bereit, mit seinen Bauern den König zu schützen und trat ihm näher, je mehr die Bedenklichkeit des einen von dem kühnen Wagemut des andern sich entfernte. Minister prüfen und ernennen, das wollte er dem Junker anvertrauen, aber zum Minister ihn zu machen trug er Bedenken, denn er sei „roter Reaktionär und rieche nach Blut“, wie die deutsche Kaiserkrone, die das Frankfurter Parlament dem Könige anbot. „Nur zu gebrauchen sei er, wenn das Bajonett schrankenlos walte.“ Aber wie eine magnetische Gewalt zog die rücksichtslose Eigenwilligkeit, dem nur das Wohl Preußens Regel und Gesetz war, den König an. Hier fand er, was kein Radowitz, der „Garderobier der Romantik“, kein Bunsen und kein Manteuffel ihm geben konnte, klaren Blick, erwogenes Wort auch in der überraschenden Kühnheit und den starken Willen zur Tat. Die zögernde Politik des Königs, die den Gedanken billigte, aber vor der Ausführung zurückschreckte, ließ es nicht zu, daß schon um 1850 geschah, was 1866 eintrat, Reinigung und Einigung Deutschlands. Als aber Friedrich Wilhelm IV. nach schwerstem Leiden entschlafen war, hat der damals dem Alter nahe brüderliche Nachfolger

den Gesandten von Petersburg und Paris, dessen Name schon eine Welt von Einfluß und ein Programm heilsamer Gewalt einschloß, zum Minister berufen, der ihm den Gedanken an Abdankung benahm und mit Eisen und Blut Fragen zu lösen verhieß, die in Strömen von Tinte wie ertrunken waren. — Zwar über die ersten Reden des Ministers spottete die Kölner Zeitung, man habe Geist in ihnen vermutet, es sei aber nur brausende Soda gewesen. Aber das Land merkte, daß in „der ministeriellen Schlachtordnung nicht nur ein Bataillon, sondern eine ganze Armee“ erschienen sei. Und diese Armee wohnte im Haupte eines einzigen Mannes und kämpfte in seiner Faust. „Dem Fürsten treu bis in die Bendée, für alle anderen keinen Blutstropfen!“ Das war die Losung des Mannes, der bei dem ihm so teuren königlichen Herrn alles vermochte, weil dieser die Treue sah, die alles wagte und an sie glaubte, auch wenn er sie nicht verstand. 26 Jahre haben die beiden Männer nebeneinander gestanden, eins in der Liebe zum Vaterlande, in dem Opfermuth, der sich nicht liebt noch schont und das Lob nicht begehrt, wenn das Recht nur durch Schmähungen siegt. Fest aneinander gekettet, nicht, weil die Nothwendigkeit empfindlich es gebot, sondern weil die Freiheit, die der Herr dem Diener ließ, dieser nicht mißbrauchte, sondern bewucherte, und die Wahrheit, das Beste, was der Diener dem Herrn geben und gönnen kann, mit dem königlichen Geschenk des Vertrauens gelohnt ward, durch schwere Tage einander versichert und durch große und siegbeglänzte Stunden ohne Ruhmrätigkeit im Dank gegen Gott verbunden, haben Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler ihr Jahrhundert in die Schranken gefordert, nicht um es zu knechten, sondern um es zu prägen. Ranke sagt einmal: „Nicht von umsichtigen Bewegungen werden die Völker geleitet, sie werden von großen Gefühlen bestimmt.“ Und diese Gefühle haben

Bismarck den großen Kanzler genannt und dem Kaiser den Beinamen verweigert, weil sie den höheren des Be-rechten und Betreuen für ihn hatten.

Auf welche Proben ward durch Bismarcks gewaltig vorwärts drängende Politik, die mit dem Überalteten und Morschen brach und Tradition nicht nur als Größe, die man achten, sondern als Gefahr, die man fürchten müsse, bewertete, die gelassene, vorsichtige Art des Königs gestellt! Schaffot und Tod, Schmach und Untergang sah, von fremden und undeutschen oder frauenhaften Einreden be-irrt, der König. Aber der Diener sah nur die Pflicht des preußischen Offiziers, der für Land und Volk kämpfend fällt oder siegt. Und der König fühlte sich an seiner Soldatenehre gefaßt und war immer tatensfreudiger, dem Konflikt entgegen, an dem er hatte vorbeikommen wollen. Durch die Feldzüge hat der Staatsmann den Kriegsmann geleitet und aus dem letzten hat er die Kaiserkrone heraus-gerettet, die kein würdigeres Haupt zierte seit Karl und Otto dem Großen.

Aber nicht beherrscht wollte König Wilhelm sein, auch Bismarck mußte und sollte den königlichen Willen spüren. Zweimal, am Ausgange des Krieges mit Österreich und am Ende des Kampfes gegen Frankreich hat der König die Treue des Dieners auf harte Proben gestellt. Ein-mal wollte er, was Bismarck ihm verweigerte, Fortschritt der Armee ins Herz der österreichischen Monarchie, größeren Landzuwachs und von Bayern den „Streifen Hof bis Crailsheim“ als Weg zu den Stammlanden und der Burg der Ahnen und wiederum wollte er nicht, was der Kanzler ihm bot, die Würde des deutschen Kaisers, die er fast spöttisch als die des „Charaktermajors“ zurückwies, an-nehmen, wie sie König Ludwig II., Bismarcks bewundern-der Gönner angeboten hatte. Der Kronprinz hat das erste —, das andere Mal der Großherzog von Baden, Sohn und Schwiegersohn Wilhelms vermittelt, beide Geg-

ner Bismarcks, aber seinem Genie ergeben. Wenn der König von dem „Ministerpräsidenten, der ihn verlassen wollte“, sprach und an dem Reichskanzler vorbeiging, der doch die Kaiserkrone aus Eisen geschmiedet und den Edelstein der deutschen Treue ihr eingesetzt hatte, so haben diese Verdrießlichkeiten so wenig wie die Wolken die Sonne, die Einigkeit vertreiben können. Hinter dem Bewölke steht die Sonne siegreich auf, und aus Begensfäßen ward echte, gesunde Einträchtigkeit bereitet.

Begenseitiges Nachgeben hat ersprießliches Zusammenwirken ermöglicht und gesichert. Als jenes fehlte, mußte dieses zerfallen.

Soweit deutsche Geschichte reicht, hat kein Blatt solch edles Bild aufzuweisen, als das Bild der Freundschaft Kaiser Wilhelms und seines Kanzlers, die einander in stillschweigendem Verspruche vor Gott und ihrem Gewissen zu Deutschlands Ehre, Blüte und Herrlichkeit erforderten.

Mit Ehren überhäuft und mit dem Namen begabt, wie ihn die Großen auf Erden haben, hat der Kanzler als schönsten Titel den eines treuen Dieners sich erkoren und der König als bestbezeichnendes Wort das „In treuer Dankbarkeit“ gewählt.

Um seines alten Herrn willen hat der greise Fürst seine Jahre und ihre Beschwerden nicht geachtet, sondern die trüben hundert Tage Friedrich III. treulich getragen, an dem Sohne den Dank für den Vater bezahlend. Der wehmütige Glanz herben Leidens, der diese ritterliche Siegfriedgestalt umgab und im Tode auf ihm ruhen blieb, verleiht seinem Gedächtnis einen schmerzvollen Zauber.

An dem Sarge aber stand die Treue Wacht, die das Gedächtnis des Toten trotz Tagebuch und Veröffentlichungen in Ehren hielt.

Ob diese deutsche Treue standhielt, als sie schmerzlich geprüft ward, ob der schwer Bekränkte in Abwehr und

Kampf das rechte Wort und die würdige Weise fand, das zu entscheiden ist weder möglich noch bräuchlich. Auch über die letzte Lebenszeit Bismarcks hat der Wille seines kaiserlichen Herrn manch versöhnliches und klärendes Licht fallen lassen. Und es steht in diesen schweren Tagen, da Kaiser und Heer mit einer Welt von Feinden zu kämpfen hat, niemandem wohl an, durch Rückerinnerungen die Pflicht der Dankbarkeit für die Gegenwart abzulenken und den Dank zu verweigern. Die neue Zeit, in die 1888 ein jugendlicher Herrscher mit einer Welt von edlen Gedanken und reichen Absichten eintrat, verstand den Kanzler nimmer, der mehr der Vergangenheit lebte. Wie er einst selbst mit dem vorwärtsdringenden, weiter drängenden Mute und Willen zum Neuen Neues heraufführte, so mußte er es an sich erleben, daß ein anderes Geschlecht heraufgekommen war. Und die Bitterkeit über Streber und Kleber, über Minister, die brav alles unterschreiben, über Capriwiaden und Reichsverdrossenheit schwand vor der Erkenntnis, daß Wilhelm II. seiner Väter nicht unwürdig sein wollte. Wie dieser einst dem Kanzler als Jüngling zugeführt worden war, so führte er seinen Sohn, den jetzigen Kronprinzen des deutschen Reiches nach Friedrichsruh, damit er Geschichte studiere, indem er ihrer Größten einen besuchte. Der Erbprinz aber legte jüngst am Denkmal des Fürsten den ersten Kranz nieder. Die Hohenzollern scharen sich in fünf Generationen um den treuesten Diener des deutschen Namens. — „Laßt sehen, ob sie das Angesicht noch kennen, das ihre Sonne war in dunkler Nacht!“ Ein alter Geschichtsschreiber der Griechen aber trifft das Beste, wenn er sagt: „Berühmter Männer Grabrede ist jedes Land und nicht nur die Inschrift einer Säule in der Heimat bezeichnet sie!“

Garve hat in seiner Schrift (1786): „Über den Charakter des Bauern“ betont, daß dieser aus Erfahrung

alles, nichts aus Büchern lerne, mit freiem Auge die Dinge sich ansehe und mit klarem Sinn sehe und erfasse, wie sie sind, nicht mit gefärbten Brillen sich etwas vorzeichne, was nur in der Phantasie bestehe und nur so lange währe, als diese vorhält. Es ist darum auch eines Bismarcks Ehrentitel, daß er „Bauernverstand“ gehabt habe, der mit gesundem Mißtrauen das Neue betrachtet und mit sicherer Hand seine Tauglichkeit erprobt. Aber der schönste Zug dieses Bauernverständes ist doch das „durch Dick und Dünn“ für einmal Erprobtes und Liebgewordenes.

Bauern sind scharfe Beobachter und Leute von wenig Worten. Aber in ihren Worten wohnt die Wahrheit für die Wirklichkeit, und der rechte Ton trifft jeweils die Sache. Wer so reden kann, daß man ihm unwillkürlich beifällt und die Begriffe so plastisch darstellt, daß sie Fleisch und Blut erhalten und als Persönlichkeiten vor uns stehen, der hat das Ohr und Herz des Volkes.

Ob nun Bismarck spricht oder schreibt, im Reichstage Worte prägt, die bald zu den „geflügelten“ gehören – das bekannte „Wir fürchten Gott und sonst nichts in der Welt“ ist von ihm an-, nicht eingeführt –, ob er in seinen Berichten gegen Zwangsenteignung von dem Staate spricht, der „bald im Schlafrock, Pantoffeln und Schreibärmeln über die Felder schleicht, bald als Junker Dampf über die Täler hinbraust, der seines Vaters Park in einen See und das Grab der seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln wolle“, ob er mit unnachahmlicher Feinheit Gortschakoff, den russischen Staatsmann zeichnet, den die Reichshunde anfallen – und „er kam doch in den besten Absichten!“ der so eitel war, daß er in jeder Regenlache sein Bild besah und von seinen Sekretären bewundernde Blicke verlangte, dabei so gierig, daß „er um eine goldene Dose mit großen guten Steinen bat“, immer steht ihm das rechte Wort zu Diensten, das kurz und schlagend, oft vielleicht schonungslos – denn zu hassen

war ihm Lebensbedürfnis und Element – Lage und Persönlichkeiten schildert.

Thiers, der ausfällig werden will, erzieht er, indem er ihn deutsch zu reden nötigt, dem Hohne eines Diplomaten über ein verbliebenes Ordensband im Knopfloch erwidert er, das habe er erhalten, weil er die Gewohnheit habe, manchmal einen Menschen zu retten. Und an dem Beispiel des Generals Peuker erläutert er, wie schwer es sei, eine Kaskade von Orden auf der Brust unterzubringen. Damit die fünf Milliarden Kriegskosten, zu deren Zahlung einer von Christi Geburt an brauche, wirklich gezahlt werden können, nimmt er Bleichröder mit, der von Erschaffung der Welt her zähle! Mit feiner Ironie und verletzendem Spotte, mit aufwallender Heftigkeit weiß er seine Feinde, Bichow und Lasker, Bamberger und Richter zu behandeln, die „Perle von Meppen“ schätzt er nicht immer wegen ihrer Farbe. Eine durch und durch verbibelte Sprache, mit Luthers Deutsch durchsättigt und erfüllt, eignet dem Manne, der deutsch dachte, redete und schrieb, wie seit Goethe kein anderer.

Es ist bei einer Gedächtnisrede, die dem Danke Ausdruck geben soll, nicht Brauch, auf die Fehler dessen einzugehen, dem sie gilt. Denn daß dem reichen, überallhin flutenden Lichte mächtige Schatten nicht fehlen, ist der Sterblichen Los und Schuld. So wäre es ein Leichtes, Fehler und Gebrechen aufzudecken und das große Bild vor den Mängeln und Makeln, die ihm anhaften, zurücktreten zu lassen. Aber ob es leicht wäre –, treu wäre es nicht.

Fürst Bismarck steht nicht allein vor dem immerhin noch nicht abgeschlossenen und geklärten Urteil der Geschichte, die ihn nicht wegen seiner Fehler, sondern trotz ihrer den Ehrenplatz unter den Großen und Größten anweisen wird, sondern vor dem Herrn, dem er dienen wollte, dessen Auge da Licht sieht, wo wir Kurzsichtige Schatten und Trübung

wahrnehmen und dessen untrügliches Urteil von Schatten spricht, wo die Welt eitel Licht wahrnimmt und wähnt.

Es ist nachgerade Brauch und zur Unart geworden, jeden auf seine Stellung zu Gott und den höchsten Fragen nach äußerlichen Kriterien zu prüfen und etwa mit etlichen religiösen Äußerungen, die obendrein aus dem Zusammenhang gerissen sind, Verteidigung der christlichen Wahrheit zu treiben, als ob diese menschlicher Stützen bedürfte und Anleihen bei der Anerkennung der Erde zu machen hätte! Das Christliche an Goethe, die Religion Schillers, Alex. von Humboldts Stellung zum Christentum — so schießen die Schriften empor, und so wird auch Bismarcks Stellung zur Kirche behandelt.

Wir sehen nicht in das Verborgene und was vor aller Augen lag, sprach nicht für Bismarcks äußerliche Kirchlichkeit, für deren Mangel er Erklärung wußte und Entschuldigung suchte. Daß er ein Gebetsleben führte und in den Losungen der Brüdergemeinde Erbauung fand, die reichen Wirklichkeiten der Gnade Christi gläubig erfaßte und von der Erbarmung sich getragen bekannte, der Halbheit Feind und der Verflachung und Umdeutung des Gotteswortes abhold war, darf aus dem Leben eines Mannes bezeugt werden, der öffentlich bekannte, daß an dem Felsen Christi das Narrenschiff der Zeit scheitern werde und das Leben nicht der Rede und Mühe wert sei, wenn es nicht auf Gott angelegt sei. Von der Vergebung getragen, welche die Torheit und Missetat bedeckt, hat der Fürst den Einsegnungspruch, den ihm Schleiermacher in der alten Dreifaltigkeitskirche aus Col. 3, 23 mitgab, innerlich befolgt und dem Herrn, von dem er sich abhängig wußte und bekannte, dienen wollen. In trinitate robur, „meine Kraft in dem dreieinigen Gott“ war ihm nicht nur Wahrspruch des Wappens, sondern des Lebens.

Und ein Wort soll ihm in diesen Tagen, da der Glaube der Christenheit als überaltet und seine Bekenner

als Leute des befangenen Rückschrittes gescholten werden, besonders gedankt sein! „Einem ernstern Katholiken verargt man nicht, wenn er zu seiner Lehre steht, noch weniger einem orthodoxen Juden. Aber dem Evangelischen, der ganz auf dem Grunde der Schrift stehen will, soll dies als unevangelisch verwehrt sein!“

Daß er, der die Weltgeschichte kannte, nicht nur die, an der er ein großes Stück gearbeitet hatte, für den Gang und das Wirken der Kirchengeschichte wenig Verständnis hatte, den sogenannten Kulturkampf ohne das Evangelium begann und die Bestrebungen der evangelischen Kirche gründlich verkannte, soll nicht geleugnet werden. Wenn aber diejenigen, welche über Bismarcks Stellung zum Christentum abschätzig urteilen, sei es, weil er ihnen allzu anerkennend oder zu wenig „gläubig“ erscheint, das praktische Christentum in täglicher Aufnahme ihres Jochs und in der ernstesten wurzelgründigen Selbstschau üben wollten, wäre es wohlgetan.

An der Grabstätte dort in dem Wald von Friedrichsruh hat Pfarrer Westphal das, was an dem Fürsten sterblich war, zur Ruhe eingesegnet, in der Einfachheit und Wahrhaftigkeit des kirchlichen Brauchs. „Dieweil es dem allmächtigen Gott gefallen hat, unseren christlichen Mitbruder, den Fürsten Otto Leopold von Bismarck, Herzog von Lauenburg, aus dieser Zeitlichkeit abzufordern, befehlen wir seine Seele der Gnade Gottes und legen seinen Leib zur Ruhe, Erde zur Erde, Asche zu Asche, Staub zum Staube. Denn der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserem Herrn!“ Nicht das Fortleben in der Geschichte, nicht das geistige Weiterleben in den Erinnerungen ist das Teil der Christen, sondern das ewige Leben, daß sie den wahren Gott und den Er gesandt hat, Jesum Christum von Angesicht zu Angesicht erkennen.

Der Hebräerbrieff zeigt eine erlauchte Geschichtsreihe auf. Könige, im Streite erprobt, Dichter und Richter, Denker und Lenker der Staaten neben unscheinbaren Namen, die von der Welt kaum gekannt, geschweige denn genannt sind, gehen und stehen nebeneinander. Was sie scheidet, ist die Verschiedenheit äußeren Tuns, was sie eint, ist die Großthat des Glaubens. Welle um Welle zieht an dem Auge des geschichtskundigen Sehers vorüber, Sünde und Schuld senken hinab, Güte und Gnade heben empor, — aber über allem Kommen und Gehen steht wie ein Fels Jesus Christus, Anfänger, Heerführer und Herzog, Bollender und Herr des Glaubenslebens. Diesem allein Bewaltigen danken wir für die teure Gabe, welche er in Otto von Bismarck unserem Volke geschenkt hat, für das edle, erlauchte Vorbild der Treue und Liebe das er gegeben, für die Segnungen, die heiß erstritten, jetzt wieder in schwerem Kampfe undroht sind.

Evangelisches Kirchtum dankt, indem es betet: Misericordias Domini: Nimm Deinen heiligen Geist, den Geist der Geschichte nicht von mir. Denn ein geschichtsloses Volk, dem die Wolke von Zeugen verdämmert und entfließt, ist ein sterbendes, ein todverfallenes Geschlecht.

Als Antwort auf die Bitte nehmen wir das Selbstzeugnis des Evangeliums: Ich bin ein guter Hirte auch des deutschen Volkes. — Möge es, sagt Biesebrecht in seiner Geschichte der deutschen Kaiserzeit, nie vergessen, daß die Zeiten, in denen unser Volk das Christentum erlebte und erfaßte, seine größten Zeiten waren und für die Zukunft daraus das Rechte lernen!



Empfehlenswerte

Schriften und Bücher

aus dem Verlage von

Müller & Fröhlich in München

Schwanthalerstr. 55.

Inhalt:

Religiöse Schriften und Vorträge . . .	Seite 75 bis 77
Religiöse und vaterländische Lyrik u. a. . .	„ 78 „ 80

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Wo hiezu keine Gelegenheit, wende man sich unmittelbar an den Verlag **Müller & Fröhlich**, Schwanthalerstr. 55 in München.

Bezzel-Schriften

Warum u. wozu brauchen wir das ewige Leben? Preis 35 Pf.

Tiefgründig und getragen von einem unerschütterlichen Glauben, der den gläubigen Leser stärkt und erbaut; dem Zweifler sei aber diese Schrift entgegengehalten, die ihn aufrütteln und zur Umkehr und Einkehr führen wird.

Erziehungsfragen. Preis 50 Pf.

Hier sind echte Goldkörner erzieherischer Weisheit auf biblischer Grundlage geboten.

Etlche Mahnworte zur Frauenfrage. Preis 25 Pf.

„Der Verfasser, der seine „Mahnworte“ zu der die Gegenwart vielfach bewegenden Frauenfrage an den Ausspruch des Herrn, Luk. 12, 49, knüpft, steht den modernen Frauenbestrebungen nicht ablehnend gegenüber, doch will er, daß das vom Herrn „auf die Erde geworfene“ heilige Feuer nicht fehle . . .

Predigt zur General-Synode 1913. Preis 20 Pf.

„Eine Bezzel-Predigt voller Tiefe. Man tue sich zusammen, um überall eine Anzahl dieser Predigt zu bestellen. Und dann tut man gut, diese Predigt öfters zu lesen.“

Pflicht und Recht der inneren Mission. Preis 50 Pf.

„Ein Vortrag zur Jahresfeier des Landesvereins für Innere Mission in Bayern, der überall, auch über Bayern hinaus, regstes Interesse erwecken wird, wo die Innere Mission am Werke ist, die durch den Krieg und nach dem Krieg vor neue größere Aufgaben gestellt wird.“

Warum haben wir Luther lieb? Einzelausgabe Preis 25 Pf.

„Der reich begabte und unermüdlche bayerische Präsident des bayer. protest. Oberkonsistoriums bietet uns hier einen kurzen Abriß über Luthers Leben und Wirken, der bei aller Großzügigkeit, welche die Bezzel'schen Schriften auszeichnen, auch eine Fülle kleiner und feiner, wenig bekannter Einzelheiten aus Luthers Leben bietet.“

Bismarck und das deutsche Gemüt. Einzelausgabe Preis 25 Pf.; 10 St. 2.20; 50 St. 10.—; 100 St. 18.—; 500 St. 80.—; 1000 St. 150.—. Post- und Frachtfrei.

„Ein echter Bezzel, originell in der Form, erfinderisch im Wortgebrauch, souverän in der Stoffbeherrschung, tief an Wirkung. Bismarck von dieser Feder in dieser Weise beschrieben zu sehen, ist ein seltener Hochgenuß. Es ist das Beste, was der Schreiber dieser Zeilen je über das Innenleben Bismarcks gelesen zu haben sich erinnert.“ . . .

Kriegspredigten

zur Verbreitung in Feld und Heimat



Ist Gott für uns? — Was nützt das Beten?

Zwei Kriegspredigten von Dekan Hermann Lembert. Preis 25 Pf. 10 St. 2.20, 50 St. 9.—, 100 St. 15.—

Unter der Wolke Gottes!

Predigten über 1. Corinth. 10, 1–13, von Dekan Hermann Lembert. Preis 20 Pf.

Auf dem Schmerzensweg.

Zwei Predigten von Dekan Lembert:

1. Wie aus dem Wundermann der Schmerzensmann geworden ist. 2. Das Geheimnis des Kreuzes Christi. Preis 25 Pf. 10 St. 2.20, 50 St. 10.—, 100 St. 18.—

Tod, wo ist dein Stachel?

Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Trauernden zum Troste, Allen zum Gewinn. Auf Grund einer Feldpredigt in den Vogesen von Divisionspfarrer Thomas Breit. Preis 50 Pf.

Wir sind nicht von denen, die da weichen!

Reformationspredigt aus dem Kriegsjahr 1914. Von Pfarrer Siegfried Kadner. Preis 10 Pf.

Ein Herr und Ein Glaube. Ein Beitrag zum Frieden unter den christlichen Konfessionen von Dr. Otto Freiherr von und zu Aufseß. Preis 75 Pf.

Der Inhalt des Christentums. Von Dr. Freiherr von und zu Aufseß. Preis 75 Pf. Die Aufseß-Schriften, wie auch die folgenden zwei Schriften von Rambaud treten mit großer Wärme für den konfessionellen Frieden, für eine Verständigung der Protestanten und Katholiken auf der Grundlage des Evangeliums ein.

Super Nebula Stella! Lebensfragen für suchende Menschen. Von Pfarrer Jules Rambaud. Preis 50 Pf. — Inhalt: Die religiöse Not der Zeit. — Warum Christus? — Wie werden wir Gottes gewiß? — Ziele und Aufgaben eines Christen.

Ut omnes unum sint! Offene Fragen und offene Antworten. Von Pfarrer Jules Rambaud. Preis 75 Pf. — Inhalt: 1. Ein modernes Welträtsel. 2. Glauben oder Wissen. 3. Kirchentum oder Religion. 4. Was verbindet Katholiken mit Protestanten?

Ein modernes Welträtsel! Vortrag von Pfarrer J. Rambaud. Preis 25 Pf.

Glauben oder Wissen? Vortrag von Pfarrer J. Rambaud. Preis 25 Pf.

Was verbindet Katholiken und Protestanten? Vortrag von Pfarrer J. Rambaud. Preis 25 Pf.

Religion der Kraft! Ein Mahnruf an die Männerwelt. Von Pfarrer Reinhold Herold. Preis M. 1.—. Die Schrift fordert Bekennermut von der Männerwelt für oder wider Christus. Sie gleicht einem lustreinigenden Gewitter.

Lebendiges Wasser. Predigt über Ev. Johannes 4, 5–15, Von Pfarrer Wilhelm Herold. Preis 25 Pf.

„Lichtlein sind wir!“ Eine Auslese aus seiner gesamten Lyrik von K. E. Knodt. 12 Bogen in Leinen gebunden Mk. 3.—.

„Lösungen und Erlösungen.“ Der letzte Gedichtband von K. E. Knodt. 12 Bogen in Leinen geb. Mk. 3.—.

Karl Ernst Knodt. Eine liter. Charakterstudie von Rich Knies. 4 Bg. in Klein-Oktav. In kräftigem Umschlag Mk. —.75.
„Seine ergreifenden Lieder sind Balsam für unsere Seele und wir alle, die wir erschüttert sind von fremdem und eigenem Leid, das dieser unheimliche Krieg über uns brachte, finden in Knodt's Liedern Erquickung, Trost und Versöhnung.“

Sturmgeboren. Gedichte aus dem Kriege von Fr. Ulmer. 5. Aufl. Mit Buchschmuck von S. v. Suchodolski. Preis Mk. 1.20.
„Man hat den Eindruck, als hätte eine Granate den Boden seines Herzens tief aufgerissen und nun quillt es wie Herzblut in seinen Liedern empor und ergreift den Leser.“ — „Hier loht heiliges Feuer! Herzu, wer Fackeln anzünden will!“

Das Licht der Welt! Das Evangelium nach Johannes. In Sonetten von Wilhelm Rüdell. Preis elegant geb. Mk. 1.20.
„Man ist nicht selten betroffen über die Kraft der Darstellung. Der eigenartige Gedanke, besonders eindrucksvolle Stellen der Johanneischen Erzählung in Sonetten wiederzugeben, ist, wie wir sehen, in außerordentlich ansprechender Weise geglückt.“ . . .

Vom Baume des Lebens. Gedichte von Paul Ernst Köhler. Fein gebunden Mk. 3.—.
„Das Vermächtnis eines seinem Vaterlande nur allzufrüh entrissenen edlen, frommen Geistes. Köhler starb den Heldentod in Nordfrankreich. Aus seinen Gedichten redet eine Feuerseele, flammend und entflammend.“

Am hohen Mittag. Stimmen aus dem Lebenstraum von Michael Georg Conrad. Mk. 2.—.
„Ein Ton echt deutscher, frommer Heldenhaftigkeit kennzeichnet hier den Münchner Altmeister in dieser Zeit der blutigsten Menschentragedie als einen wahrhaft religiösen Dichtersmann. „Am hohen Mittag“ wird im deutschen Hause zu einem Buche des Trostes und der Erhebung werden.“

Krieg und Heimat! Gedichte von Hans Blienck. In vornehmem Geschenkband. Preis Mk. 2.50.
„In den harten und ersten Ton der großen Kriegszeit hinein klingen traute, liebliche Heimatklänge eines begabten, gemütvollen Dichters. Anschaulich, schlicht und frisch, in kurzen, markigen Zügen bieten uns die prächtigen Gedichte Einzelbilder von intimmem Reiz und packender Wirkung.“

Goethe's Faust. Als ein Versuch zur Lösung des Lebensproblems in den Hauptlinien betrachtet u. beurteilt von Gg. Streng. 4 Bogen in Klein-Oktav. Mit kräftigem Umschlag Preis Mk. 1.50.

Verzeichnis

der Bücher und Schriften von Ober-
konsistorialpräsident D. Dr. von Bezzel

Neu! „Dienst und Opfer“, Ein Jahrg. Epistel- predigten in 2 Bänden	
1. Band, Festliche Hälfte d. Kirchenjahres . . .	MR. 7.—
2. Band, Festlose Hälfte d. Kirchenjahres . . .	„ 5.—
„Auf ewigem Grunde“, Ein Jahrg. Predigten über die alten Evangelien	„ 6.—
mit Goldschnitt	„ 7.50
in Halbfranz	„ 8.—
„Der Dienst des Pfarrers“, Mahnungen und Betrachtungen	„ 2.—
„Betrachtungen über das Hohepriesterliche Gebet“	„ 1.20
„Albr. Bengel“, Ein Lehrer unserer Tage . . .	„ —.20
„Ein neues Lied“, Predigt z. 500 jährigen Jubil. d. Pfarrkirche in Mögeldorf	„ —.20
„Passionsgedanken“	„ —.20
„Erziehungsfragen“, Vortrag	„ —.50
„Warum und wozu brauchen wir ein ewiges Leben“	„ —.35

Siehe nächste Seite!

„Bismarck und das Deutsche Gemüt“, Einzel- ausgabe	Mk. —.25
„Die Heiligkeit Gottes“, Vortrag	„ —.25
„Pflicht und Recht der inn. Mission“, Vortrag	„ —.50
„Etliche Mahnworte z. Frauenfrage“, Vortrag	„ —.25
„Grund, Kraft und Ziel der inneren Mission“	„ —.40
„Warum haben wir Luther lieb“, Einzelausgabe	„ —.50
„Gesunder und ungesunder Pietismus im Jungfrauenverein“	„ —.25
„Der erhöhte Herr“	„ —.30
„Sünde und Gnade“, Vortrag	„ —.20



Alle diese Schriften sind stets vorrätig in der

♦ **Evangelischen Vereinsbuchhandlung** ♦

Telephon 21116 ♦ München ♦ Glückstraße 13

A 17. 3294